neue Gedichte

Hans Benzmann




Dei
Sub Numine
Viget



Sommersonnenglück



Hans Benzmann



Von demselben Verfasser erschien früher im Verlage von Baumert & Ronge, Großenhain und Leipzig:

Im Frühlingssturm.

Erlebtes und Erträumtes.

Sommersonnenglück

Neue Gedichte

von

Hans Benzmann.

Mit Umschlagszeichnung von Emil Orlik und
sieben Zierleisten von Hans Heise.



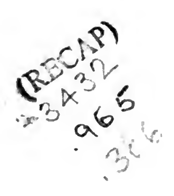
Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig
1898

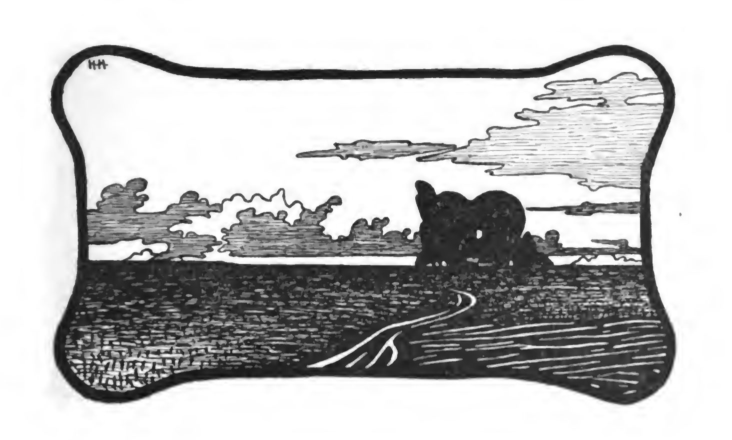
Ich geh empor und seh zurück
und segne jeden Augenblick:
O Glück der Liebe, Glück der Saat,
o Glück der Schmerzen, Glück der That,
mein reiches Sommersonnenglück!

* *
*

Dir.

Still gingst du neben mir so manches Jahr,
doch dir allein ward meine Seele kund,
dir dank ich, daß ich immer fröhlich war, —
nimm dies und segne ferner unsern Bund!





Heide

Balladen und Stimmungen.

Parzifal.

Horch, über das blühende Heidekraut
träumt zierlicher Schellen Silberlaut —
schrill warnt ein scheuer Rebhahnruf
vor eines Rößleins tappendem Huf —
wer reitet über die Heide?

Und hell ein Wiehern und ein Geschnauf,
aus wilden Rosen taucht es auf:
ein Rößlein weiß und ein Rittersmann,
der hat ein Kleid von Seide an,
ein Kleid von roter Seide.

Das Rößlein niest in den frischen Klee,
der Ritter lacht: „Mein Rößlein heh!
frisch über Dorn und Sonnenbrand,
es ist eine Lust das ganze Land,
es macht mich frei vom Leide!“

„War meiner Seele tumber Knecht,
machts keinem in der Welt gerecht,
drum ritt ich aus dem finstren Tor:
zu meinem Gott wollt ich empor —
und sah die blühende Heide.

Hier lacht mich alles fröhlich an,
hier werd ich Kind, hier werd ich Mann,
hier bin ich klar und deute nicht
und träume nur im goldnen Licht,
hier bin ich frei vom Leide!“

Und er singt und lacht und lacht und singt,
das Torenglöcklein leise klingt —
und wieder ein schriller Rebhahnruf —
in Rosen gedämpft des Rößleins Huf —
und weite blühende Heide . . .

Vom Ritter, der suchte . . .

Der Ritter ritt durch den Sommerwald.
„Herr, meine Sehnsucht wird nicht alt,
hilf meinen jungen Jahren!“ —
Er suchte was in seinem Sinn,
das trieb ihn rastlos her und hin,
er konnt es nicht erfahren . . .

„Sieh, Knappe“, rief der Rittersmann,
„Dort geht der Heiland durch den Tann!“
Sie neigten sich im Bügel
und ritten weiter wie im Traum,
das Rößlein spürt den Reiter kaum —
da hemmt der Knecht den Zügel:

„Seht, Herr, dort über die blühende Au
geht segnend unsre liebe Frau!“
Der Ritter fährt aus Träumen —
er sieht den Sonnenschein im Wald,
er sieht die lieblichste Gestalt
lustwandeln unter den Bäumen.

Vom Sattel gleiten Helm und Schild,
schon kniet er vor dem süßen Bild:
„Nun hab ich dich gefunden!
du meiner Seele süße Ruh,
o meine geliebte Liebe du,
nun will ich ganz gesunden“ . . .

Der Knappe murmelt in den Bart:
das ist ja Friedels Hildegard —
doch hat er schlau geschwiegen,
er that, als wär er gar nicht da,
als er die beiden plötzlich sah
sich in den Armen liegen.

Der Ritter hebt sie auf sein Roß
und führt sie auf sein stolzes Schloß,
hat fröhlich dabei gesungen — —
Er war, nun meld ichs euch bei Zeit,
Herr Walther von der Vogelweid,
der hat sich selig gesungen . . . .

Hans, der Schuster.

Nun war der Mai gekommen:
im blonden Haar ein blaues Band,
im lilienweißen Kleide,
ein Rosenstenglein in der Hand,
so zog er über die Heide.

Da dachte Hans, der Schuster:
nun hast du einen Winter lang
geschustert und genäht,
nun wirst du einen Sommer lang
hell fiedeln früh bis spät.

Und holt die muntre Fiedel:
doch als er setzt den Bogen an,
die Saiten schrill erklingen,
und welches Lied er auch begann,
ihm wollte keins gelingen.

Da dachte Hans, der Schuster:
das hat man von der Schusterei,
nun sind die Finger krumm,
das alte ewige Einerlei
macht Kopf und Herze dumm.

Und griff zu Draht und Pfriemen.
Und draußen sang die Nachtigall,
es strömt von allen Zweigen
ein süßer Duft, ein Glanz und Schall;
doch Hans vergaß das Geigen.

Zwar wollt sein Herz oft brechen:
dann war es ihm, als läg es blos,
als lägs auf seinem Schuh,
als schlüg sein Hammer flink drauf los,
als schlüg ers auch zur Ruh . . .

Mädchenträume.

I.

Sie saß und stickte emsig fort,
sie sang das schwere Lied vom Königsmord,
von Lilien sang sie, die verblühn,
von Liebesgluten, die verglühn,
vom Schiffer, fern in Nacht und Wind,
von Mädchen, die verlassen sind.

Sie sang, bis daß der Abend kam . . .
als sie das Tüchlein von den Brüsten nahm,
legt sie ein Blättchen Wegebreit,
das gegen Sucht und Sehnsucht feit,
in ihren Gürtel still hinein
und schlief mit einem Seufzer ein . . .

II.

O Mutter, rief sie leis im Traum,
all meine Wonne faß ich kaum! —
So schmückt mich denn zum Hochzeitsgang — —
O Mutter, was dröhnt die Glocke so bang —?
wie drücken die Rosen mein armes Herz —
o all meine Wonne wird wieder zu Schmerz . . .

Es löst sich etwas in mir los,
als sprengt es meinen jungen Schoß —
O Mutter, mir wird so schwer und heiß!
mich friert! ich geh über Schnee und Eis —
ich gehe zu einem kleinen Grab,
dort nimmt man mir die Bürde ab . . . .

III.

Und als der erste Sonnenstrahl
sich durch die seidne Gardine stahl,
da träumt sie wieder mit lächelndem Mund
und sehnt sich die junge Seele wund —
da hörte sie wieder des Rosses Huf
und des Reiters lockenden Liebesruf —

da war es ihr wieder, als käm es herauf,
die Treppe herauf im hastigen Lauf,
als klopft es verwegen ans Kämmerlein —
und sie erwacht — und ist allein . . . .
Sie sinnt und sinnt den ganzen Tag,
sie sieht nicht das Blühn in Hain und Hag,
der Frühlingssonne leuchtende Pracht —
sie denkt nur mit Sehnsucht der kommenden Nacht . . .

VI.

„O meine Seele,
du junge, fröhliche Seele,
laß dir am Tage
o tausendmal
die seligen Wunder
deiner Träume erzählen . . .

Der Himmel blaute
so licht, so frühlingslicht,
und die Wiese blühte
in jungen Keimen
so blaß und grün, —
und ich lag
unter den schwanken Zweiglein,
unter den flockigen Blüten
im weißen Mädchenhemde
träumend, so selig träumend . . .
Meine rosigen Glieder
küßte der Morgentau,
und der Wind
koste in meinem weichen Haargelock.
So seltsam war mir,
so schwer, so sehnend,
so heiß . . .
Meine Hände tasteten in die Lüfte,
zu meinen Häupten
die weißen Blüten,
die jungen schwarzgrünen Dornen
brach ich in Qualen
und preßte sie innig
an meine kleinen zitternden Brüste . . .

In meiner Seele
sang eine selige Stimme,
eine fremde Stimme,
die doch meine eigenste war,
die einzigste meiner Seele,
nach einer Sonne,
die mich verzehrte . . .
Und ich sann und träumte
und lallte
und weinte so heiß
in meiner Schwermut,
in meinen Schmerzen . . .
O wohin . . . wohin . . .
O woher . . . ? — —

Da war es,
als thäte der blaue
lenzliche Himmel
sich über mir auf, —
und es kam geflogen
aus rosigen Wolken
der lichte Engel
im goldnen Gewande,
der schöne Knabe
mit den blauen
strahlenden Augen —
und bettete sich
in die weißen Blüten
auf meinem Schoße.
Und unsre Lippen,
unsre Seelen
sanken sich zu.
Ich lachte und weinte

in seliger Wonne . . .
und träumte
und schlummerte süß
in seinen Armen,
und meine Sehnsucht,
meine zagende, zitternde Sehnsucht schwieg . . .

O meine Seele,
o tausendmal
laß dir die Wunder
deiner Träume erzählen . . .
o warte, warte:
die weiche Nacht,
die dein Verlangen,
wird dich umfangen,
und deine Glieder
werden glühen im Traum:
o ihm entgegen
dem lichten Engel, —
er wird zu dir kommen
zur Frühlingswiese
unter den blassen, weißgrünen Blüten . . .

V.

Ich träumte, du wärst ein Reitersmann,
du kehrtest als Sieger, die Stadt war voll,
doch wehe: kein Ruf dir entgegenscholl,
sie sahen dich alle seltsam an . . .

Und hinter den Menschen verbarg ich mich.
Da wandtest du langsam dein stolzes Genick,
da traf mich dein weicher, wehmütiger Blick, —
und durch die Menge drängte ich mich

und warf mich vor dein schäumendes Roß —
doch du hörtest nicht mehr meinen flehenden Ruf,
in meinem Fleische fühlt ich den Huf,
und über mich drängte der lärmende Troß . . .

Der Weidenbaum.

Wie war es doch? . . . es liegt wie ein Traum,
wie ein Bild auf Seide, in meinem Sinn . . .
Eine alte Weide am Wassersaum,
und sommerlich summen die Bienen drin . . .

Wir saßen im blassen Schilf so fern,
du sangst das Lied von der Wasserfee,
wie Gottes Auge blitzte ein Stern,
ein zitternder Stern im grünen See . . .

Und ich küßte die kleine, kindliche Hand
meiner blonden, blauäugigen Wasserfee,
sie zog mich nieder vom weißen Strand
in den purpurn schimmernden Liebessee . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Und wie war es doch? — Es liegt wie ein Graun,
wie Thränen auf Sammt, in meinem Sinn . . .
im See die Wasser blitzen und blaun
und spülen an Weidenwurzeln hin . . .

Hell scholl dein Lachen, so kindhaft hell, —
die Fischlein schwammen um deinen Fuß,
und ich zuckte nieder so heiß und schnell
und küßte die Tropfen von deinem Fuß . . .

Und du lachtest so hell, so kindhaft hell —
du rauftest das Schilf in rasender Lust — —
Es liegt wie Blut auf Sammt so grell,
es schreit wie ein Mord in meiner Brust . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Dann schwarz und rot, wie Rauch und Blut
ging über den neblig stürmischen See
mit dunklem Gewölk eine Abendglut, —
dann kühltest du still dein brennendes Weh,

dann löſten die Stürme dein schönes Haar,
die Wellen küßten den lieblichen Leib,
rauh rief im Sturm ein Rabenpaar . . .
Und die Weide beweinte mein totes Weib.

Die Weide beschattet mein totes Lieb — —
Ich flieg wie ein Teufel über den Raum,
ich schlummer' und schlafe nicht, — wie ein Dieb
schleicht sich mein Herz an den Weidenbaum . . .

Friedhofstraum.

Den harten, knorrigen Wanderstab
lehnt ich an ein verfallnes Grab
und legte selber mich dazu
zu einer kurzen Mittagsruh.
Ich sah noch, wie ein Schmetterling,
tiefschwarz, an blassen Dolden hing
und wie vom morschen Friedhofszaun
zwei Kinderaugen nach mir schaun.
Dann schlief ich ein. Und zaghaft kam
das Bauernkind vom Zaun und nahm
im Traum mich leise bei der Hand.
Ihm war ein jedes Grab bekannt,
es führte mich von Stein zu Stein,
ich weinte still in mich hinein . . .
„Hier liegt dein Lieben, hier dein Haß,
und hier dein Hoffen unterm Gras.“
Dein Wille hier, las ich, und hier
am Zaune — deine wilde Gier — —
Da wacht ich auf und sah vom Zaun
das Bauernkind noch nach mir schaun,
furchtsam und blöde sahs mich an.
Zwei braune Kniee flohen dann
durch Busch und Tann. Der Schmetterling
flog auf und folgte, als ich ging.

Stille Fahrt.

Ich stand an einem dunklen Meer.
Da kam vom grünen Eiland her
ein stiller Kahn geschwommen.
Mir ward so leicht, mir ward so schwer,
mein Herz ward aller Unrast leer,
der Schmerz ward mir genommen.

Still stieß das Schifflein an den Strand;
sein Lenker winkte mit der Hand,
er lachte wie im Traume
und lud mich ein zum andern Land,
das in der Ferne unbekannt
grün glänzte aus dem Schaume.

Und ich stieg ein. Der stille Mann
zog stumm die schwarzen Ruder an,
wir schwammen aus dem Hafen.
Er sang ein seltsam Liedchen dann
und nickte müde dann und wann,
und ich bin eingeschlafen . . .

Die Flöte.

Ich saß in einem dunklen Bann,
rings starrte mich Vernichtung an:
Um mich ein Feld, von Marmorsteinen grau,
die einstmals trugen einen stolzen Bau.
Zur Seite mir der Tod.
Weit hinten das Abendrot.

Und immer dunkler wards. Und tief
auf fernen Bergen lag der Mond und schlief.
Und näher rückt der Knochenmann
und sah mich frech vertraulich an —
da nahm ich meine Flöte vor
Und blies ihm keck ins Ohr.

Und blies hell in die Nacht hinein —
Auf einmal lebt es im Gestein:
von tausend Rosen fließt ein Duft
berauschend durch die tote Luft,
aus der Zerstörung wundervoll
ein tausendfältiges Leben quoll.

Und meine Flöte jubelt durch die Nacht,
und immer höher steigt die Pracht.

Und als der junge Morgen kam,
saß neben mir ein Knabe
mit goldenem Wanderstabe,
der lachte zu mir auf und nahm
mich bei der Hand und führt mich aus dem Segen
dem lichten Tag entgegen.

Meinen Freunden Josef und Anna Wiener.

Vision.

Bei hellem Sommersonnenlicht
hatt ich heut mittag ein Gesicht.
Wie ich durch Kraut und Heide schritt,
ging neben mir ein Knabe mit.
Um seine Schläfen floß ein Glanz,
auf seinen Locken lag ein Kranz
von frischen Rosen voll und weich,
gepflückt im goldnen Jugendreich.
Sein dunkles Auge blickte weit,
als säh es in die Ewigkeit,
als säh es fern im Sonnenmeer
ein Königreich, so stolz und hehr . . .
Tief späht ich ihm ins Augenlicht —
und sah mein eignes Angesicht,
und sah es werden blaß und bleich,
leis schwinden, toten Nebeln gleich, —
und sah verwehn im Heidestaub
welk einen Kranz von Rosenlaub . . .

Heidestimmung.

Viel tausend bunte Lichter gießt
der Abend übers braune Land,
rot in den grünen Himmel schießt
der Sonnenlohe greller Brand.

Wie dunkle Träumeraugen glühn
verschwiegne Weiher hier und dort,
Leuchtkäfer in den Lüften sprühn,
die Grillen singen fort und fort.

Wie Silber glänzt der Heidesand,
Die Hummeln läuten durch das Kraut,
still übers flache Hügelland
schwimmt ein verworrner Glockenlaut . . .

Traumjörge.

Wo bin ich denn? Wo ist mein königliches Schloß?
Lags nicht am Berge dort in Duft und Abendrot?
Träum ich? Wo ist mein Page? Wo mein milchweiß Roß?
Und wo das süße Weib, das mir die Lippen bot? —

Heh, Narr, wo steckst du!? — Ah, da lacht was hinterm Baum —
denkt ihr, ich weiß nicht, wo ihr Schelme euch versteckt?!
Bei meinem Zorn: wenn ich euch faß, büßt ihr den Traum!
Pfui, daß ihr euren gütigen König so geneckt! . . .

Nichts rührt sich . . . doch! dort hinterm Strauchwerk schimmert was —
ganz leise kichern sie — O meine Geliebte du,
was quälst du deinen Knecht? . . . es raunte nur das Gras — —
es dunkelt schon — träum ich denn wirklich immerzu? . . .

O nein! . . . Bleibt denn: ich suche mir ein andres Land!
Dort, wo der Nebel über stillen Wassern schwelt,
liegt mir im Schilf ein Schiff: das fliegt an einen Strand,
dort harrt die Fürstin dessen, der sich ihr vermählt . . .

Heidemärchen.

Nun naht, ein Prinz im Purpurkleide,
der Sommerabend meiner Heide,
und legt dem braunen Bettelweib
den Königspurpur um den Leib.

Sie glüht im goldnen Brautgeschmeide,
und alles glänzt in Sammt und Seide;
die Grille geigt das Hochzeitslied,
die Frösche dudeln fern im Ried.

Die Sterne in die Höhe steigen,
sie tanzen einen Fackelreigen;
der Mond glotzt um den grauen Berg
neugierig auf das Feuerwerk.

Bis aus dem königlichen Schlosse
Frau Nacht erscheint auf schwarzem Rosse
und all das süße Spiel verscheucht,
und meine Heide still erbleicht.

Der Abendfriede.

Von Disteldolden tropft der Tau,
die Wiese schwimmt in Nebelgrau,
und zitternd über die Blumenflur
wellt schrill der Schlag der Klosteruhr . . .

Schwül weht des Abends feuchter Hauch,
schwer überm Moore liegts wie Rauch
so fahl und grau, — und her und hin
glimmts wie ein Lämplein goldig drin . . .

Und über Moor und Wiesenrain
zieht stumm ein Mann im Heiligenschein:
ein Klostermännlein, grau und krumm,
ein Heiliger geht im Feld herum . . .

Sein Lämplein schwingt er dann und wann,
summt übers Korn den Friedensbann —
ein Leuchtwurm zieht die goldne Spur . . .
Dünn klingt und schrill die Klosteruhr . . . .

Reiter im Herbst.

Vier wilde Gänse schrecken scheu empor —
wer reitet noch zum Abend übers Moor?
Der dicke Nebel teilt sich schwer und träg —
ein rotbraun Rößlein klappert übern Weg.

Ein Rittersmann! Sein Fähnlein schwimmt in Tau,
schwarz ist die Rüstung, und sein Auge grau
blickt starr und still wie in ein weites Grab,
sein Rößlein nagt am Weg die Kräuter ab.

Er reitet wie verdrossen, wie im Traum,
wohin er blickt, erschauern Busch und Baum,
und was er streift mit seiner Eisenhand,
Riedgras und Rohr, sinkt nieder wie verbrannt.

So taucht er langsam in das Nebelmeer —
dicht fallen welke Blätter hinterher . . .

Herbststimmungen.

I.

Herbstfahle Nebel schwimmen durch den Wald,
mein Schritt wie über Gräbern dumpf verhallt.

Hoch stirbt ein Vogellied. Mit welkem Leib
schleicht hustend übern Weg ein altes Weib —

der Sommer . . . Aus sturmdunklem Abendrot
droht wolkenschwarz ein ewiger Geist: der Tod! . . .

II.

Nach welken Blättern roch die Erde feucht und dumpf,
müd sank das Mütterlein auf einen Eichenstumpf.

Es träumte. Und ein hoher weißer Engel stand
im Abendrot und hob die schmale schöne Hand

weit über alles Land und lächelte und wies
der Träumerin den dunklen Pfad ins Paradies.

III.

Der Himmel, herbstlich schon gestimmt,
in kupferfarbnem Rot verschwimmt.

Ich blicke übers fahle Ried
und lausche dem letzten Vogellied . . .

Indeß geht still von Haus zu Haus
die Nacht und bläst die Lichter aus . . .

Und Alles schweigt. Der Nebel steigt
und neigt sich schwer. Und Alles schweigt.

Und blaß der Mond aus Wolken tritt,
da schlürft ein scheuer Schleicherschritt —

von einer Blendlaterne fällt
ein Licht kalt in die Sommerwelt —

der Tod . . . . .

IV.

Der Nebel rinnt, der Regen rauscht.
Was wühlt sich flink durch mein Gehirn?
So ängstlich meine Seele lauscht
dem Nagen hinter meiner Stirn . . .

Mit feuchten Fingern drückt die Nacht
die letzten trüben Lichter aus . . .
Vor meiner Thüre lauscht — und lacht —
der Tod und leuchtet in mein Haus . . .

Der Berg der Ewigkeit.

Fern liegt ein Berg, der Berg der Ewigkeit,
von dem die Sehnsucht stiller Kinder träumt,
der Weg zu ihm geht über Herzeleid,
ein Dornenwald den goldnen Gipfel säumt.

Von ihm tönt übers graue Erdenmoor
das selige Lied der ewigen Sängerschaar —
O meine Sehnsucht klomm zu ihm empor,
doch allzu steil der Berg der Ewigen war . . .

Spottdrossel lacht und lockt . . . o bald, wie bald
werd ich dein dunkles Lied nicht mehr verstehn,
du Murmelbach, du düstrer Rauschewald, —
bald werd ich sanglos in mir selbst vergehn . . .

Nun fällt der Schnee ganz leise . . .

Nun fällt der Schnee ganz leise, es wird Nacht.
Rings tiefe Stille. Weite Sternenpracht.

Die weißen Straßen schlafen, und es träumt
der Gott am Brunnen, und die Stunde säumt.

Nun schlägt es zwölf. Ein Schatten. Horch, die Runde —
vorüber geht der Wächter mit dem Hunde.

Noch hier und dort ein Lichtschein unterm Dach —
bei einem Kranken sitzt noch Jemand wach —

ein Kandidat mag noch Lateinisch treiben,
ein Dichter noch am letzten Verse schreiben, —

vielleicht mag dort im armen Kämmerlein
der Heiland eben uns geboren sein, —

vielleicht den Sünder dort die Reue lohnt, —
vielleicht — doch wer kanns wissen, frag den Mond! . . .

Winternacht.

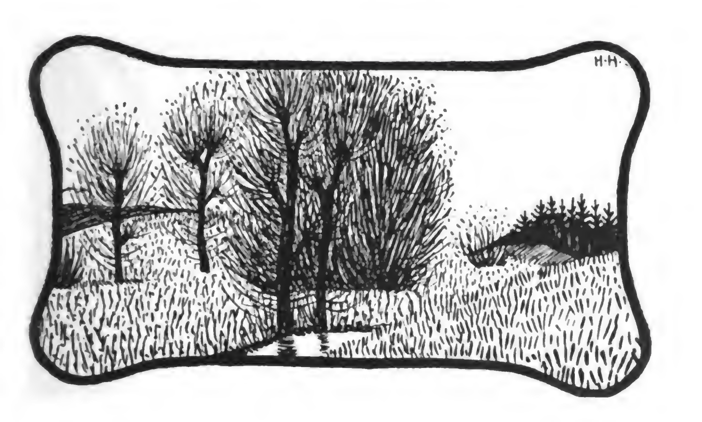
Kampfmüde wie ein Held versinkt die Sonne
im Purpurmeer der düstren Abendglut,
hoch auf dem Berge starrn im Eis die Tannen
wie Schwerterspitzen, eingetaucht in Blut . . .

Bleich wallt der Mond am fernen Horizonte
aus Silberwolken seinen Pfad hinan,
als stieg die Seele eines toten Sängers
aus ihres Marmorsteines kaltem Bann.

Und wie er langsam durch die Wolken gleitet,
da ists, als winkt sein Auge stumm und schwer,
da steigen aus den Grüften die Genossen
zur stillen Fahrt: der bleichen Sterne Heer . . .

Und schweigend starrt die winterliche Erde
hinauf zur lichten, ewigen Sternenpracht, —
da ist es ihr, als tönen Weltenklänge
uralter Zeiten leise durch die Nacht,

als summen Mond und Sterne Wiegenlieder
von ihrer eisigen Kindheit durch den Raum . . .
und schlummertrunken dehnt sie ihre Glieder
auf weißem Pfühl und sinkt in schweren Traum.



Frühling.

Der Frühling.

(Eisgang der Weichsel bei Thorn.)

Hört, wie der Frühling mir erschien!
Ich stand am Strom; der Ostwind schnob;
als leis der Morgendunst sich hob,
sah ich die Schollen rastlos ziehn.

Da wars, als wenn ein Schifferknecht
im fernen Nebel kräftig sang,
ein junger Bursch, der froh und frank
nachtüber seinen Lohn verzecht.

Und näher drang der rauhe Ton —
tief unter mir das Eis prallt an —
und jetzt — bei Gott — der Bursch begann
ein freches Lied der Revolution!

Und plötzlich ward die Ferne hell —
da sah ich ihn im Morgenrot:
kühn lenkte durch das Eis sein Boot
der fröhlich singende Gesell!

Er sang und schlug die Ruder ein,
vor ihm das Eis sich drängt und kracht,
doch hinter ihm in blauer Pracht
glänzt weit der Strom im Sonnenschein.

So fuhr er königlich daher,
die Marseillaise sang er laut,
was Winters Tyrannei gebaut,
sank rings in Trümmer dumpf und schwer . . .

Noch folgt mein Aug der goldnen Spur,
noch lauscht ich, wie das Lied verklang, —
da weckte mich ein süßer Sang:
ein Finkenruf irrt durch die Flur . . .

Und Wunder: weithin übersonnt
glänzt vor mir blühend Reis an Reis,
und große Segel, silberweiß,
schickt mir der blaue Horizont!

Viel frohe Menschen sich ergehn
an meines Ufers grünem Bord,
sie grüßen sich mit mildem Wort — —
Nun wußt ich, wen ich heut gesehn . . .

Rabenflug.

Mit dem lichten Engelsflügelpaar
pocht der Frühling an des Winters Gruft,
lachend seiner Liebesgötter Schar
flattert durch die rosig-weiße Luft.

Aller Freuden duftigen Blütenschaum
möcht ich haschen mir im seligen Flug,
lauschen einem losen Liebestraum,
himmlisch süßem, holdem Kindertrug.

Doch in dunkle Lebenstiefen fiel
spürend meiner jungen Seele Blick,
und aus frühem, tollem Liebesspiel
kehrt ich krank und allzu klug zurück.

Naht sich nun der Frühlingsgötter Flug,
dämpft mein Herz der Sehnsucht Gluten kaum,
doch es schwebt der schwarze Rabenzug
der Erinnrung über Glück und Traum . . .

Morgengang.

Bleich der Mond aus dünner Nebelhülle
wie ein überwachtes Auge blickt . . .
Wunderbare, ahnungsvolle Stille!
Taubetropft das Gras am Wege nickt.

Auf des Morgens rotem Seidenpfühle
noch der junge Tag im Schlummer liegt,
langsam wie das Rad der Zeit der Mühle
ferner Flügel um die Axe fliegt.

Und mir ists, als hört ichs leise rauschen,
wie der Lebensquell im Acker floß,
wie in Tiefen heimlich Worte tauschen
Tod und Liebe, schmiedend ihr Geschoß . . .

Die Morgenröte.

Vom sammetschwarzen Himmelbett der alten
Großmutter Nacht ein rosiges Mädchen schlüpft,
das aus der Dämmrung grauem, marmorkalten
Palast durchs Wolkentor des Morgens hüpft.

Sie hebt des Purpurkleides goldne Säume
und schwingt sich übers weite Himmelsfeld
und streut der Hoffnung rosige Morgenträume
ins schattige Thal der schlummertrunknen Welt.

Hoch in die Lüfte wirft sie lichte Blumen,
Goldlack und Veilchen, Rosen und Jasmin,
und gießt den Tau auf schwarze Ackerkrumen,
auf Ährengold und junges Blättergrün . . .

Aufwirbelnd singt die Lerche ihre Lieder,
wie Silberflocken schimmernd steigt der Rauch,
den vollen Busen schmiegt die Magd ins Mieder,
weich wellt ins Land des Flieders Blütenhauch.

Im Waldesversteck.

Schwarzbraune Eichen tief im flockigen Moose,
aus Dornendunkel glüht die wilde Rose,
Pechnelken träumerisch im Grase nicken,
wie blaue Augen Glockenblumen blicken.
Der Sonne goldne Pfeile durch die Ritzen
des Blattwerks schwirren, aus dem Grunde blitzen
des kleinen Baches silbergraue Wellen,
die wurzelspülend unter Ranken quellen . . .
In dieser Stille ruh ich, von Hollunder
und Tymian schwül umduftet, wie ein Wunder
von Finken angeäugelt und umschwirrt,
als fragten sie: Wohin bist du verirrt?
Was willst du, Weltenwandrer, hier im Frieden?
Hier ruh ich auf dem Moos, wie hingeschieden,
wie eine Rasenscholle unter Blumen,
ein Eichenstamm in schwarzen Erdenkrumen . . .
Im All verflüchten sich der Seele Flammen,
es schlägt der Friede über mir zusammen
in bläulichgrünen, weichen Blätterwogen.
Mein Fühlen, Denken, Wünschen ist verflogen.
Ich sinke wie ein Tropfen in das Meer
des ewigen Lebens und ich fühl nichts mehr
als Rieseln um mich her der Waldeslüfte,
der Lebensbäche Plätschern durch die Klüfte
des Erdreichs, unter Gras und Eichenrinde,
durch meiner Pulse zuckende Gewinde . . .
Ich fühle nichts: nur, was die junge Tanne,
sich dehnend, fühlt nach langem Winterbanne . . .

Die Lauscher.

In eine Lichtung blickte tief,
ein Engelsaug, der Tag hinein,
wo zwischen braunen Erlen lief
ein wiesengrünes Wässerlein.
Durch Schilf und Dickicht kroch ich dort
und bog, um nicht die junge Brut
zu stören, Ast und Zweiglein fort, —
da seh ich unten an der Flut,
im Hemdchen nur, ein Mädchen stehn,
halb Kind und halb im ersten Traum
der Liebesreife, anzusehn
wie süße Frucht in Blütenschaum!
Zum Bad lud sie das Wässerlein,
doch zögernd noch in süßer Ruh
steht sie gebückt im Sonnenschein
und sieht dem Finkenpärchen zu,
das girrend auf und nieder fliegt
und badend sich im heißen Sand
liebkosend aneinanderschmiegt; —
sie mag den zarten Fuß vom Strand
nicht heben . . . Auf dies süße Bild
fällt goldighell der Sonne Blick,
als wenn ein Vaterauge mild
still lächelt über Kinderglück . . .

In der Rosenlaube.

Im Birnenbaum girrt leis die Turteltaube;
süß schläft mein Mädchen in der Rosenlaube;
die Sonne küßt verliebt den kleinen Schuh,
die schwarzen Strümpfe schüchtern ab und zu,
die Schatten kosen um den weichen Leib —
In einer Ecke singt zum Zeitvertreib
eine kleine Grille
durch die Mittagsstille . . .

Und hinterm Strauchwerk steh ich auf den Spitzen
und blicke küsselüstern durch die Ritzen
der grünen Ranken auf das holde Weib:
o süßes Bild! du blütenfrischer Leib!
sie träumt, es lächelt schamhaft ihr Gesicht —
wie? ruft sie flehend meinen Namen nicht? . . .
Durch die Mittagsstille
summt die kleine Grille . . .

Ich schlüpf hinein, — wie eine volle Rose
so liegt sie da: die Glieder ruhend, lose,
und wieder ruft sie leise mich im Traum, —
da beug ich mich und küß den Blütenschaum
der roten Lippen, und sie murmelt leis:
o Lieber, küsse mich, so glühend heiß . . .
Durch die Mittagsstille
summt die kleine Grille . . .

Dann eil ich leise aus der Liebeslaube,
so überglücklich mit dem süßen Raube.
Was liebesheiß aus deiner Seele brach,
dein süßer Mund zu mir im Traume sprach.
Feldüber geh ich, jauchzend all mein Glück
im Lied heraus, und blicke oft zurück,
wo die kleine Grille
summte durch die Stille . . .

Die Erwartung.

Wo ist mein süßes Mädchen?
das summen tausend Sommergeigen
voll Sehnsucht in das Mittagsschweigen.
Ich lege übers Aug die Hand
und seh in Glut und Gold das Land,
doch nirgendswo mein Mädchen;
ich suche hier, ich suche dort,
die Grillen summen immerfort:
Wo ist mein süßes Mädchen?

Ich werfe mich ins Gras
und kann dem wilden Weh nicht wehren.
Kann denn die Holde mich entbehren?
Ich preß die Stirn ins kühle Kraut —
da lacht der rote Mohn ganz laut,
als läg ein Tor im Gras,
es lacht der weiße Hagedorn,
der aufgeblasne Rittersporn
und selbst das grüne Gras —

Auf einmal schwimmt ein Lied
wie hingeträumt in Lenzgedanken
durch Blüten und durch grüne Ranken,
und mit Entzücken hör ich zu:
„Du Meine, o du Meine du!“
So selig singt das Lied
und kommt und flieht — da fällt mir ein:
jetzt wirst du schlummern hier zum Schein —
schon stockt das kleine Lied —

Da ist mein süßes Mädchen!
ich hör sie lachen ganz verstohlen,
ich hör sie nahn auf leisen Sohlen,
ich sehe schon den kleinen Schuh,
mein Herz hält kaum die letzte Ruh —
O, du mein süßes Mädchen!
ein Kuß — und alle Welt versinkt,
und alles um uns singt und klingt:
„O, du mein süßes Mädchen!“

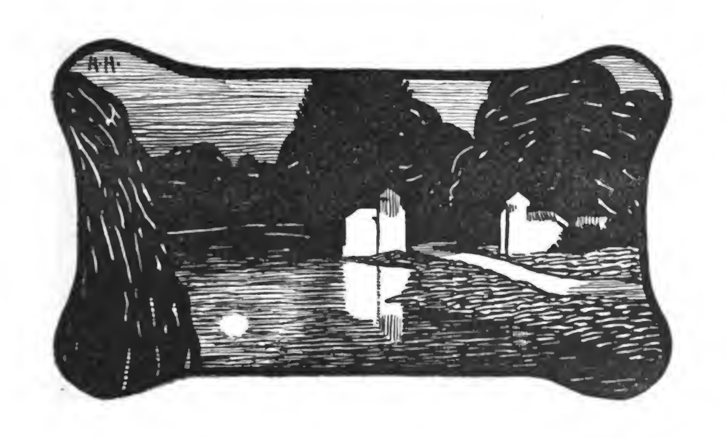
Nach dem Regen.

Der Abend dämmert. — Weicher Sommerregen
tropft müd aus einer blauen Wolke nieder,
nach Tagesgluten freudiges Bewegen
im grünen Blattgerank, im roten Flieder.

Vieltausend Perlen hängen im Gehege,
dem Park entströmt ein erdigfrisches Düften,
pechschwarze Schnecken liegen auf dem Wege,
Libellen tanzen lustig in den Lüften . . .

Und goldig sinkt die Sonne, ein Karfunkel,
hellblitzend durch das blanke Grün der Bäume,
allmählich in des Abends Purpurdunkel, —
den Himmel färben violette Säume . . .

Schon taucht aus nebeldünner Wolkenhülle
des Tages Seele, scheu der Mond, der fahle, —
es naht die Nacht, den Tod, die Lebensfülle,
der Liebe Glut in einer Silberschale . . . .



Drei Liebeslieder.

I.

In dämmerdunklen Wegen.

Wir liebten uns in dämmerdunklen Wegen,
es schwamm der Mond im warmen Sommerregen:
gleich einem Glück im fernen Schoß der Zeit —
wie Liebe, süß verträumt in Heimlichkeit,
so hat sein Bild im grünen Teich gelegen, —
wir liebten uns in dämmerdunklen Wegen . . .

Und von den Büschen tropfte leis der Regen,
Hollunderdüfte quollen uns entgegen,
das Buschwerk rauschte unsern Schritten nach,
und hinter deines Schirmes rotem Dach
verstummten wir in süßer Liebesfeier . . .

da riß ich fiebernd dir den braunen Schleier
in süßer Hast vom tauig feuchten Mund,
da küßt ich deine roten Lippen wund:
so hab ich in den sommerschwülen Wegen,
von Glück betäubt, an deiner Brust gelegen . . .

II.

In gelben Ähren.

Wir gingen in gelben Ähren.
Nachmittagsstille! Von Grillenheeren
nur ein summender Sang,
nur der leise Klang
verliebter Worte,
von deines Kleides seidener Borde
ein Flüstern in gelben Ähren . . .

Wir legten uns müde nieder.
Leises Knistern von deinem Mieder . . .
Kornblumen standen
zu Häupten uns; wir wanden
zu Kränzen sie und bliesen vom Mohn
die roten Fahnen — kein Ton!
nur Knistern von deinem Mieder . . .

Und der Abend kühlte die Ähren.
Unsre Augen, die liebeschweren,
tranken den Purpurwein
der Abendröten in sich hinein;
unsre Seelen in sich versanken,
in Liebesgedanken,
in Frieden, in liebeschweren . . . .

III.

Nach dem Sturm.

Der Sturmwind kam und fegte rein den Himmel,
in einer Ecke fern im Osten lag
noch wie ein Häufchen Staub ein grau Gewimmel —
In Abendröten endete der Tag.

In unsern Herzen lag wie dumpfe Schwüle
tagüber sündigheiße Liebeslust,
der Abend brachte erst mit Sturmeskühle
den blauen Himmel auch in unsre Brust.

Nun flüstern, Blumen gleich im weichen Winde,
sich unsre Seelen satt nach all der Not, —
ein Häufchen stiller Staub, ruht fern die Sünde,
beleuchtet von der Liebe Abendrot . . .

Maria.

Zum Himmel raucht die Brunst der jungen Ähren.
Es ist so abendstill. Nur eine Nachtigall
schlägt zaghaft an. Der müde Tag schläft ein ...
Wo Joseph bleibt? Sie blickt mit Sehnsuchtsaugen
den steilen Weg hinab nach Nazareth ...
und wie sie träumend vor der Hütte steht
und halb verdrossen in den Abend blickt,
lockt wieder süß im Dorn die Nachtigall,
die eben schwieg, und leis die Grillen summen ...
Da kommt den Weg herauf ein Wandersmann —
Ist ers? Sie späht, sie will entgegen ihm —
doch nein: sie wird mit Blumen erst sich schmücken ...
in ihren Rosen steht sie ... lächelnd ... träumend.
Es ist so schwül, die Hand ist ihr so schwer;
sie schauert süß zusammen, wenn die Blätter
die zarten vollen Brüste leis berühren ...
Wenn ers nicht wär ... sie träumt so gern allein
und giebt sich ganz der stillen Sehnsucht hin ...
Er ist so müde, wenn er abends kommt,
und oft so mürrisch von des Tages Mühn, —
sein Herz muß immer sorgen, und sein Auge
schweift lieber zärtlich über ihre Felder
als über ihre rosigen Brüste, ihre Hüften ...
Wenn er nicht käm! — dann will sie wieder träumen
von einer Liebesglut, die sie verzehrt,
von ihrem stolzen, dunkeläugigen Helden,
den sie ersehnt seit ihren Kindertagen ...
O Liebe: Seligkeit! ... sie lächelt ... träumt ...
Da tönt ein schneller Schritt — und stockt am Thor —
sie wendet kaum die süßversehnten Augen:

Du, Joseph? lallt sie, langsam blickt sie auf —
und schreckt empor: ein fremder Wandersmann,
schön wie ein Engel, steht in ihrem Tor! ...
sein dunkles Griechenauge lacht sie an,
vom süßen Anblick ihrer Schönheit trunken,
und lodert heiß begehrend ihr ins Herz ...
sie starrt entsetzt, betäubt, sie will entfliehn
und ist gebannt und sieht in lauter Licht
die herrliche Gestalt, in lauter Glut ...
schon naht sich ihr der liebesmächtige Blick:
sie schließt die Augen — und mit seligem Lächeln
löst sie die Glieder, traumhaft flüstert sie:
„Du bists, mein Held, mein Herr und Gott!" — und schmiegt
sich tiefbeglückt an seine glühende Brust ...
Und wie sie langsam in die Hütte schreiten,
horcht ihnen noch die tiefe Stille nach,
dann schlägt die Nachtigall so brünstig an ...
Jasmin und Rosen atmen tief und leise,
sie hauchen ihre Düfte, ihre Gluten
süß in die heilige Sommernacht ...

Nachtstimmung.

Am sommerbleichen Abendhimmel zittern
der Sonne duftige Rosenspuren noch;
allmählich taucht aus bläulichen Gewittern
der gelbe Mond am fernen Bergesjoch.

Tief schweigt der Wald; weiß glimmt im Blätterdunkel
der Feuerwurm wie Bergmannslicht im Schacht.
Wie träumend legt der Sterne Goldgefunkel
sich um die Stirn der dunkelblauen Nacht.

Und Alles schläft; um blaue Fliederdolden
ein Falter nur die bleichen Kreise zieht,
aus Fernen, wo die Dörfer silbergolden
im Mondlicht schimmern, klingt ein Mädchenlied ...

Nähterin Nacht.

Nun naht die Nacht!
Eine alte, ergraute Nähterin
zieht sie die seidnen
Zwirnfäden der Dämmrung
über die Dächer des Dorfes,
räufelt sie hin und her
und wickelt sie flink
um Büsche und Bäume,
Buchen und Pappeln,
daß sie starrn wie umsponnene Spulen . . .
Von der schwarzen Marmorkonsole
der östlichen Berge
hebt sie die weiße Milchglasglocke
des Mondes empor
und legt einen
flimmernden Funken hinein:
rötlich leuchtet zuerst
der kohlende Docht,
gelblich flackernd und unbestimmt,
dann schimmert weiß und bläulich
das matte, milde Lampenlicht
der Nähterin Nacht . . .
Und sie steckt
ins schwarze Sammetkissen des Himmels

die silbernen Sternennadeln . . .
Nähend sitzt sie dann
an der leise summenden
Nähmaschine der Welt
und zieht aus ihrem Gefüge,
langsam breitend über die Lande
von Osten nach Westen
die mit Goldzwirn gestickten,
mit Silberseide besäumten
Purpurgewänder des Morgens . . .



Sommernächte.

Nachtstimmung.

In Purpurdämmrung träumen Thal und Hügel,
wo leis im West das Sonnengold verblaßt;
es hebt der Abendwind die zarten Flügel,
Tau flimmert feucht am blütenschweren Ast ...

Nur ab und zu ein wunderbares Rauschen
wie eines Geistes hehrer Nachtgesang,
die alten Eichen wie verwundert lauschen
dem Traumeston, der aus der Tiefe klang ...

Lind weht herab vom duftigen bleichen Flieder
ein sommerschwüler, weicher Blütenhauch
und senkt sich sacht wie Silberflocken nieder
auf dunkle Rosen und Wachholderstrauch ...

Leis rauscht der See herauf zum Uferhügel,
auffährt aus seinen seligen Träumerein
der weiße Schwan, der einsam still den Spiegel
durchfurcht im silberblauen Mondesschein ...

Die Mondscheinsonate.

Schwül duften die Rosen im Mondenschein,
im tauigen Grunde, ein bleicher Rauch,
nächten die Nebel; rieselndes Rauschen
fährt über den Weiher wie Geisterhauch.

Verlorne Töne lallen von ferne
wie Traumesreden aus Kindermund,
verlorne Lichter, stieren die Sterne
aus Raumesöden im Weltenrund . . .

und leise, ganz leise, als gleite vom Monde
aus himmlischen Höhn eine Melodie,
tönt süß berauschend vom hohen Saale
zum Garten hinab die Symphonie . . .

Bleich schimmern die Rosen — so süß beklommen
lauscht meine Seele dem klagenden Lied, —
es raunen die Wasser, die blinkenden Wasser,
als träume in ihnen ein Menschengemüt,

als schwebte der Geist über ihrer Tiefe
und horchte hinab in den lallenden See
und lauschte verloren den Zaubertönen,
dem träumenden Liede vom Heimatweh . . .

Und tiefes Sehnen, so heiße Liebe
ergreift mich, den schaffenden Geist zu schaun,
zu sehn sein Walten hinter der Röte
des Morgens und hinter nächtlichem Graun —

zu sehn ihn, wie er im Saale der Sonnen
die Jahre denkt und die Ewigkeit,
wie er am nächtlichen Lebensborn
die Wunder lenkt der Unendlichkeit!

Wie er den Himmel, die silbernen Sterne
als Teppich breitet über die Erd,
wie er auf Sturmesfittichen wandelt,
auf Wolkenwagen durch Welten fährt . . .

Schwül duften die Rosen, so süß berauschend . . .
und leise, als schritte hinauf und hinab
ein Harfner des Mondlichts silberne Streifen
und schlüge die Leier mit seinem Stab —

klingt nah, bald fern und sehnt und klagt
und rauscht vom Saale das Hohelied,
das alte, uralte des einsamen Kindes,
der ewigen Sehnsucht im Menschengemüt . . .

Frau Klara Engels gewidmet.

Der Mond.

Aus dem silberschimmernden Saale
der Nebelkönigin Nacht
schaut ein großes, glänzendes Auge
in die träumenden Thäler der Welt,
der Mond . . .
Wie ein großes, glänzendes Dichterauge
verklärend leuchtet
über die dürren, dämmernden
Heiden der irdischen Heimat —
Wie ein mildes Mutterauge
strahlt im Glanze der Liebe
glückselig
über dem schlummernden Liebling —
Wie ein gütiges Gottesauge
schaut in die dunklen
Schluchten des Menschenherzens:
leuchtet der Mond
in die träumenden Thäler der Welt . . .
Schweigend starr ich empor,
umflossen vom schneeigen Lilienblütenzauber.
Lichte Gedanken träumen in mir
wie zitternde Mondeswellen . . .
Auf meiner Seele
schwimmt auf dunkelblauendem Grunde
weiß-golden ein Mond
und leuchtet mir
hinunter in ihre purpurnen Tiefen . . .

Die alte Sehnsucht.

Wenn schwül der Wind um Mitternacht
des Meeres Duft herüberträgt,
und über dunkler Rosenpracht
blau flimmernd sich das Mondlicht regt,

wenn reif der Saft im Weizen schäumt
und gährend auf- und niedersteigt,
und wie versunken, wie verträumt
im Liebesrausch die Weite schweigt, —

dann treibt die alte Sehnsucht mich
aus dumpfem Schlaf ins heilige Land
wie damals, als, ein Knabe, ich
vor junger Glut nicht Ruhe fand —

wie damals, als ich scheu umschlich
der zarten Mädchen Tanz und Spiel,
und zitternd in die Weite wich,
wenn wild die Glut mich überfiel . .

dann wird die süße Sehnsucht laut,
sie treibt mich fiebernd hin und her —
bis über mir der Morgen blaut
und purpurn schäumt das schwarze Meer —

bis mir aufs wirre, feuchte Haar
der Tag die kühlen Hände legt,
und meiner Seele Flügelpaar
sich leis zu lichtem Fluge regt.

Schwüle Nacht.

Wie ist die Nacht so schwül und warm!
Was zitterst du in meinem Arm? . .
o du fühlst meine dumpfe Gier
und fühlst, sie dürstet nicht nach dir . . .
o du mit deinem tiefen Blick,
wie trägst du selig dein Geschick! . .

Ja, wild und wilder wühlt mein Blut —
o laß mich fliehn, daß meine Glut
sich jäh in dunkle Fluten taucht . . .
Wenn dann vom Hügel schimmernd raucht
der Morgentau, dann will ich rein
ein Hüter deiner Seele sein.

Bis einst ein Tag in tiefer Ruh
uns lächelt die Erlösung zu,
und alle Unrast leis verschäumt,
und eine Nacht aus Tiefen träumt —
o eine Nacht, Geliebte du! . .
o Seele meiner Seele du . . .

Selige Nächte.

I.

Wie blendendweiß und liebesschwül
der mondbestrahlte Garten schweigt,
und wie ein Duft so süß und kühl
aus tausend vollen Kelchen steigt!

O liebe mich und sei mein Weib
in dieser tiefverschwiegnen Nacht,
enthülle mir den Lilienleib
im Dufte dieser Blütenpracht!

Laß glühen uns im vollen Glück,
im Glück der Nacht, so Mund an Mund,
und tauchen dann zum Tag zurück,
geheiligt tief durch diesen Bund . . .

O komm! . . du Heißgeliebte du! . .
nun fühlen wir das Erdenglück
im Rausche dieser Hochzeitsruh,
in diesem einen Augenblick . . .

II.

Ich will dich küssen, daß die Glut
der Sonne dir im Schoße gährt,
daß heiß entflammt dein junges Blut
zu reifer Liebe sich verklärt!

Ich will dich lieben toll und wild,
will herzen dich in Raserein — —
will träumen dann so matt und mild
mit dir ins Morgenrot hinein . . .

Sommersonnenglück.

I.

Im blauen Ginster, auf roter Heide
rings flimmert der Tau wie tropfendes Blut,
auf deinem Haupte, ein goldnes Geschmeide,
liegt schimmernd die scheidende Abendglut

Die langen Gräser flüstern und nicken,
reif rinnt aus gelben Kapseln der Mohn,
so dürstend, so bang deine Augen blicken,
wirr in der Ferne ein Traumeston . . .

Wirr deine Wangen im Fieber flammen —
so scheues Schweigen, — und Friede so weit,
und unsre Gluten strömen zusammen, —
rot lodernd versinkt die Einsamkeit . . .

II.

Betäubend dampft das reife Ährenfeld,
die rote Glut wächst um uns immermehr,
bisweilen aus dem brünstigen Himmel fällt
ein blauer Blitz, wir atmen heiß und schwer

und gehen immer tiefer in die Glut,
schweigsam und dürstend bis wir atemlos
uns stürzen in die wilde Flammenflut
und jäh ersterben selig Schoß in Schoß . . .

ein Schrei! — und eine tiefe Stille dann,
ein Ineinanderruhen und Verglühn . . .
ein Sommerabend! zwischen Weib und Mann
ein Bund, den tausend Sterne keusch umblühn . . .

O denkst du, Geliebte, jener Nacht? . . .

O denkst du, Geliebte, jener Nacht?
Die Luft war im kühlen Licht erstarrt,
die Schatten fielen schwarz und hart,
Die Blumen hielten überwacht
den Atem an und regten sich kaum —
und welkten plötzlich vor uns hin,
als durch den tiefen tiefen Traum
ein Ton so dumpf und sterbensbang
erschütternd aus der Ferne klang . . .

O denkst du, Geliebte, jener Nacht?
All unsre Sehnsucht wuchs und ward
so traumessüß und lebenshart —
und lauschte doch nur dem dunklen Ton,
der aus der Ferne wirr und bang
vernichtend in die Stille klang . . .

Adam.

Und über Edens wunderbare Blütenpracht
sinkt eine weiche, dunkelblaue Sommernacht.

Auf keuschem Blumenpfühl liegt Adam tief im Traum,
ein seliges Klingen zittert durch den Himmelsraum.

Doch Adam seufzt tief auf und sieht mit müdem Blick
weit in die weiße Welt, auf Edens Kinderglück . . .

Da kicherts wie ein Täubchen lockend durch die Nacht:
zu seinen Füßen schimmert Evas Gliederpracht!

Wie feurige Schlangen fährt es jäh durch Adams Blut,
wie eines höchsten Glückes selige Sonnenglut —

Wild jauchzend sinkt er in des Weibes nackten Schoß . . .
und Leben ringt von Leben glühend heiß sich los.

Fern aus der Ewigkeit wie Wintermorgenrot
hebt sich ein dunkler Schatten riesengroß: Der Tod! . . .

Der Streit um die Seele.

Ein Sommernachtstraum.

Rings Sterne. Ewigkeit und Sphärenklang.
Durch meine Traumesschwingen wehte kühl
die Mitternacht. Gen Sonnenuntergang
nahm ich den Flug, und auf den Purpurpfühl
der Abendröten sank ich müd und träumte . . .
Tief unter mir das dunkle Leben schäumte . . .
Da klang auf einmal durch die Nebelweiten
ein Zwiegespräch, als wenn sich zwei entzweiten, —
und über mir auf goldnem Wolkenrand
sah ich zwei weiße Engelsflügel blitzen
und weiß wie Mondlicht leuchten ein Gewand
und sah daneben Satan sinnend sitzen . . .
Der Schreck durchrieselt alle meine Glieder,
doch meines Herzens Ruhe kehrte wieder,
als sanft der Engel sprach: „Wie Sonnenlicht
war seine Seele keusch! Er kannte nicht
die Sehnsucht nach dem Weibe, darum ward
all seine Kraft dem Höchsten aufgespart —“
„Du irrst,“ rief Satan, der in sich ganz leise
hineingelacht so überlegen weise —

„Du irrst, ich sah den Heiligen allzuoft
allein mit sich: das war ein wildes Sehnen!
Und eines Tages kam ich unverhofft —
ich schweig: er dachte heiß an Magdalenen . . .
Doch hör mich weiter: die geheime Glut,
grad dieses ungestillte heiße Blut
drang ihm ins Hirn und gab ihm dort die kranken
und die gesunden ewigen Gottgedanken!“ . . .
Ein Flügelrauschen. Und ein leises Lachen.
Ein weiß Gewand in weiter, weiter Ferne.
Aus tiefem Traum ein plötzliches Erwachen.
Rings Sommernacht. Hoch über mir die Sterne.

Sehnsucht in den Herbst.

Und alle Jahre kehrt sie wieder:
Wenn noch der Weizen grünt und blüht,
und kaum die Frucht im Keime glüht,
dann klagt sie still durch meine Lieder,
die süße Sehnsucht in den Herbst . . . . .

Und Deutung will die Nacht mir geben,
die mit der dunklen Stimme spricht:
Das ist die Sucht der Frucht zum Licht,
ist deine Sehnsucht in das Leben,
das dich im Herbst einst von mir schied . . .

Sehnsüchtige Melodie.

Wann blinkst du, milder Abendstern,
aus Wolken in mein dunkles Thal?
Wann klingst du, süßes Friedenslied
und stillest meine müde Qual?

Wann schlummerst du auf meinem Pfühl,
mein Sturmgefährte, treues Weib?
Wann küß ich deine Knospen wach
und segne deinen keuschen Leib?

Wann seh ich meine Kinder blühn,
wann tauch ich meinen Liebesblick
in Kinderaugen, sonnenklar,
und juble laut im höchsten Glück? . . .

Und wann, mein Vater, rufst du mich,
damit du segnest deinen Sohn
und segnest seine Menschlichkeit? —
Das wär mein heißersehnter Lohn!

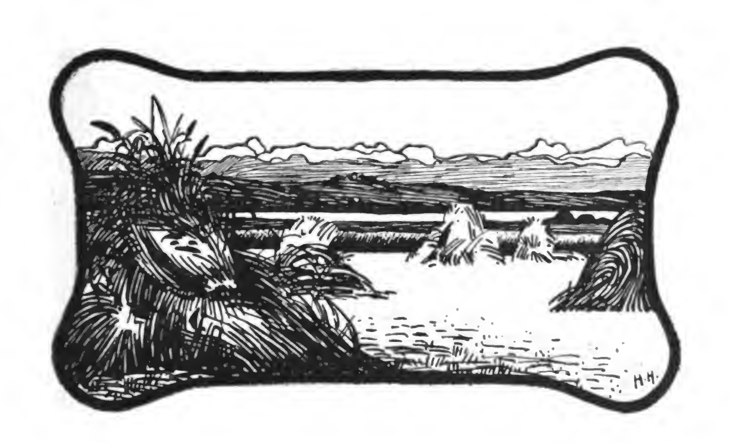
Wann küsse ich dein greises Haupt?
o wann, mein Vater, segnest du
mein Herz und Haus, mein Werk und Weib?
dann käme meine Seelenruh . . .

Süßer Traum.

Dies träum ich gern in meinen stillen Stunden:
Einst kommt ein Tag so mild und wunderbar
und löst aus deinem schmerzgebleichten Haar
den Dornenkranz, den du dir selbst gewunden . . .

Ein Sommertag. Gewitter fern vertosen,
fruchtschwere Ähren glühn im Abendschein,
und durch das offene Fenster strömt herein
noch eine letzte Flut von dunklen Rosen.

Purpur und Gold! Ein sonnensattes Schweigen —
und immer süßer quillt der Rosenduft,
ein Glockenchor schwimmt träumend durch die Luft,
und meine Lider friedeschwer sich neigen . . .



Spätsommer.

Abendstimmungen.

I.

Der fromme Glockenton schlief längst schon ein,
die Mühle stockt und dreht sich wie im Traum,
wir sehn das Dörflein in der Dämmrung kaum
und sind nun ganz allein.

Nur eine Flöte klingt: am Wiesenrain
bläst sie der Abend, der, ein blinder Mann,
nicht unsre süßen Küsse sehen kann:
nun laß uns zärtlich sein . . .

II.

Jenseits der Stadt steht ein Gewittersturm,
scheu flattern Dohlen um den Rathausturm;
tief unten zündet der Laternenmann
die ersten trüben Blinzellichter an.

In meinem Zimmer raunt die Dunkelheit,
ich träume mich in süße Traurigkeit,
und wie ein Kind, das dunklem Drang entflieht,
singt meine Seele zag ein kleines Lied . . .

III.

Ewig das gleiche Bild:
Braunviolett der Abend niedertaut.
Ein altes Weib sucht Beeren noch im Kraut.
Den Hügel schnauft herauf ein Ochsenjoch
und schlürft sich satt im sumpfigen Wasserloch.

Dann tiefe Stille. Nacht und tausend Sterne —
und meine heiße Sehnsucht in die Ferne . . .
Bisweilen rasselt aus dem Dorf die Uhr,
aus meinem Haus tönt deine Stimme nur . . .

IV.

Sieh dort das Reiherpaar! der Schwingen Wucht
rauscht friedsam durch die stille Abendluft!
Hörst du den Schrei? sie sinken in die Bucht,
die zwischen Weiden träumt im Nebelduft.

O süße Ruh! wie alles schweigt und reift!
schon bräunt sich leis der bunten Gräser Pracht,
die junge Brut längst fern dem Neste schweift,
bald schwankt durchs Dorf die erste Erntefracht.

Unter der Eiche.

Unterm dunkelgrünen Dache einer Eiche.
Über uns der seidenweiche, sommerbleiche,
blaue Himmel, duftend um uns rötlich braune
harzige Fichtenstämme. Leises Grasgeraune.
Flügelschlagen zweier Dohlen hoch im Neste.
Raschelnd weht der laue, weiche Wind die Reste
vom vergangnen Herbste übers flockige Moos.
Still in Frieden liegt mein Haupt in deinem Schoß,
liegt auf meiner Stirne deine Mädchenhand,
liegen unsre Augen liebend unverwandt
in einander; still in Frieden ziehen Lieder
sommersinnig, liebesinnig hin und wieder
durch die sonnige Seele mir . . .
Mit grauem Stifte
schreib ich eines nieder, laß es in die Lüfte
laufen mit den dürren Blättern um die Wette . . .
„Grüß die Welt vom Glück!“ An deiner goldnen Kette
zieh ich küssend nieder deinen blonden Kopf . . .
Durch den Wald klingt leises Spechtgeklopf . . .

Auf der Terrasse.

Hellblau verblaßt der Sommertag im Westen,
mit rosigen Fingern, wie ein müdes Kind
spielt zögernd er an Türmen und Palästen
hochoben noch: vom Himmel niederrinnt
die Nacht, die dunkelblaue Sommernacht, —
von Liebesstimmen manchmal leis durchlacht . . .

In schwarze Fluten fallen von den Brücken
Laternenlichter, bunter Farbenschwall,
rot, grün und blau tanzt auf dem Wogenrücken
der Schein, als spielten Nixen Fangeball . . .
am schwarzen Flusse sitzen wir allein
mit unsrer Liebe bunten Träumerein . . .

Verhallend übers Wasser klingt das Tollen
der Welt, die Menschen hasten hin und her,
dumpf auf den Brücken dröhnt das Wagenrollen,
die Eisenbahn, — doch in dem Weltenmeer
verloren, einer kleinen Insel gleich,
liegt ruhig träumend unsrer Liebe Reich . . .

Das Begräbnis des armen Mannes.

Ich sah ihn
in der brennenden, weißen Julisonne
in seiner göttlichen Einfalt
inmitten der Seinen.
Ungläubige standen am Wege
und erkannten ihn nicht.

Die Sonne siedete
auf dem grauen, glänzenden Asphalt,
auf dem roten Gestein
der Königlichen Gebäude.
Träg schleppte sich wie ein Schatten
durch die trockne, buntflimmernde Luft
der Rauch der Stadtbahn.
Und ein Schlürfen von tausend Schritten war umher,
ein Schwatzen und buntes Sichregen
und Rauschen und Rollen — —
Und auf einmal floß aus der Ferne
eine dunkle Stille,
weich und mild
heilig und überwältigend,
daß all die lauten Stimmen stockten
und die Wagen hielten
und nur bisweilen
ein hastiges, ungeduldiges Pferdebahnläuten
die seltsame Andacht und Neugier schreckte . . .

Und über den staubigen Weg
quoll es schwarz und grau,
dazwischen eines dunkles Immergrün von Grabeskränzen.
Alles bunt durcheinander:
Männer und Weiber,
Kinder und Greise
im hastigen scheuen Schritt der Armut,
im Sonntagsstaate die einen,
in blauer Blouse die andern —
und dicht hinter dem Sarge,
im grauen, härenen Gewand,
von einem matten, weißgelben Licht umflossen,
das bräunlich blasse, hagere Gesicht
vom blonden spärlichen Bart umrahmt,
die Blicke trauernd gen Boden gesenkt:
Jesus von Nazareth — — —
So sah ich ihn
und sah,
wie Staub und bunte Sonnenstrahlen
und leichte weiße Wölkchen vom Rauch der Stadtbahn
den schlichten Scheitel umschwebten,
und sah noch,
wie die schmale, blasse Hand
nach dem taumelnden Knaben
des Verstorbenen tastete
und den Müden, Weinenden sanft in die Höhe hob ...
Die Menge stand zagend und staunend umher
und erkannte ihn nicht ...
Nur eine seltsame, schwüle Stille
schlich hinter der alten Offenbarung her
und surrte und raunte
eine Weile dumpf
unter den Säumenden am Wege ...

Die Landschaft.

Es ist eine Landschaft das menschliche Leben:
drin singt die Lerche auf blühender Au,
es stöhnt der Pflug und Raben umschweben
mit düstrem Fittich den friedlichen Bau,
rauh tötet der Reif viel keimende Reben,
viel Blumen weckt der nährende Tau, —
drin hallen endlich die lieblichen Schwingen
der Glocken im ruhenden Abendrot,
heimkehrt der Wandrer mit fröhlichem Singen,
es zieht auf den Strand der Fischer das Boot, —
drin träumt wie ein Kirchlein, das leise umschlingen
die Schatten der Nacht: ein Gedanke — der Tod . . .

Meinem lieben Vater.

Luftschlösser.

Als mir die linden Sommerwinde wehten
noch durch das seidenweiche Knabenhaar
und mir die tausend nächtigen Sterne strahlten
wie Äuglein einer seligen Engelschaar,
da pries ich Gott, den Vater, unbewußt
und baute Tempel ihm in meiner Brust.

Doch, als des Lebens Stürme mächtig schwollen
und mit sich rissen all den Kindertand,
und mir ins Herz die tausend Sterne starrten
wie müde Augen — ohne Heimatland,
da ward der Menschheit Genius mein Gebet
und Friedenshütten baut ich früh bis spät.

Nun wehen wieder einmal Sommerwinde,
Auf sonnigem Blumenteppich lieg ich warm,
zwei Augensterne strahlen auf mich nieder,
Goldhaar fließt zärtlich über meinen Arm:
Luftschlösser bau ich dir, mein süßes Lieb,
das einzige sind sie, was mir übrig blieb.

Abendbild.

Schwarz fliegen über Thal und Hügel
des Abends tauigschwere Flügel.
Auf mondlichtweiße Wiesenmatten
zwei schlanke Fichten niederschatten.
Durchs Dunkel glänzt der blutig fahle
Heiland der Welt am Marterpfahle.
Und leise in den Abend klingen
vom Klosterturme Glockenschwingen.
Zwei Schwestern sinds, die oben läuten,
sie blicken träumend in die Weiten,
wo Liebe kost auf stiller Straße.
Es sah der Mond, der silberblasse,
im Aug der jüngern Nonne schimmern
weltlicher Thränen heißes Flimmern . . .

Sommerabend.

Weithin Friede — Schweigen . . .
eine purpurrote Abendglorie
fließt langsam
wie eine Welle
vollquellenden, lebensroten Blutes
über die sommerfarbige Weite.
Eine tiefe Fülle des Friedens,
gesättigtes Sommerglück,
arbeitsfrohe, tagesmüde,
rotglühende Freude liegt über der Welt.
In silbergrauer Reife
wogt der Weizen.
Der schwarzgrüne Tannengürtel
starrt in stummer,
genießender Ruhe
in die braunvioletten Dünste,
die wie Ernteträume
dämmern über den Dörfern . . .

Hoch oben
In der Kuppel des Himmels,
von silberweißen Wolken umflossen,
lacht noch helles, freundliches Blau, —
die reine, lichte, himmlische Seligkeit
über der roten, glühenden Freude der Erde, —
als lächelte mild
aus einem Fenster
seines himmlischen Saales
Gottvater mit silberweißer Stirn

und blauen milden Augen,
segnend auf die Felder,
auf die Menschen nieder . . .

Die Welt betet
ihr Abendgebet.
Weithin Friede. Schweigen.
Himmel und Erde,
Mensch und Schöpfer
blicken sich stumm
mit stillem Verständnis,
dankbar zufrieden,
in die ruhigen Augen.

Samenstreuend,
das Antlitz verhüllt,
naht die rätselhafte,
schweigende Nacht . . . . .

Ave Maria.

Ein Abendgebet.

Goldgelbe Streifen
flattern wie Fahnen
in der Abendröte.
Schattigdunkler Purpur
fließt wie Heilandsblut
aus dem goldnen Kelch der Sonne
erlösend, erquickend
über die tagesheißen,
in Abendgebete versunkenen Weiten.
Eine hellblaue, silberfalbe Kuppel
krönt den Dom der Unendlichkeit.
Leise wie andächtiges Flüstern
tönt das Zirpen der Grillen im Grase.
Abendglocken klingen,
hinzitternd durch die tauigduftenden Lüfte
träumend, wie lallende Kindergebete . . .
Und die Seele,
die gen Himmel blickt,
hört leis die Engel singen,
die Sphären klingen,
eine unendlich tiefe Orgelmusik . . . . .
Wie von tausend Lippen
geht über das Gras,
über das wogende, gelbe Korn,
über die Weiten und Fernen,
aus der Tiefe in die Höhe
ein geflüstertes leises: Ave Maria! . . .
. . . .

Sieh, wie der Wandrer dort
vor dem rosenumwucherten
bunten Heiligenbilde,
knie ich vor dir,
du meine Jungfrau Maria,
in Andacht versunken,
und bete zu dir,
geliebteste Seele,
ein inniges: Ave Maria! . . .

Einen Sommer danke ich dir
voll stillem, glückgesättigtem,
erntereichem Abendfrieden;
einen erlösenden Glauben,
leuchtend aus deiner Liebe
über Welt und Menschen!

Du heiltest die Risse
in meinem Herzen,
die Wunden auf meiner Stirn,
und meiner Seele
nahmst du ihre nagende Bitterkeit!

Ein Spielball warst du meiner Gedanken,
meiner Gefühle
wie ein Fetisch,
ein Heiligenbild
in der Hand des Unverstands . . .
Einen Sturm erregtest du in mir,
einen rasenden Liebessturm —
wie eines Priesters
grausam brünstige Glaubensglut,
so flammend verzehrend! —

einen herzzerwühlenden,
gährenden Frühlingssturm . . .
Der weckte leise
die grünen Knospen des Lebens
in meiner
winterlich grauen,
vereisten Seele . . .
und wunderbar
erblüte in mir
wie Anemonen so weiß,
wie Rosen so duftig zart und glutvoll rot
die Liebe!

Da verstand ich dein Walten und Wesen,
Jungfrau Maria,
da lernt ich beten zu dir,
zu dem süßen Gnadenbilde der Liebe,
zu dem tief geheimen,
lebenspendenden Zauber,
dem göttlichduldenden Wesen der Weiblichkeit,
da glaubt ich an dich,
du hehre Himmelskönigin,
an den unendlich hohen,
erlösenden Frieden der Liebe . . .

Und einen Sommer danke ich dir,
du meine Jungfrau Maria,
so lieblich mit Abendröten,
mit Lerchengezwitscher
und wogendem, reifen Korn!

Du meine Liebe,
mein Glaube und Glück,
mein Leben,

geliebteste Seele du,
zu deinen Füßen danke ich dir
und bete zu dir
aus tiefstem Herzen
ein inniges: Ave Maria . . .

Über die Weiten, über die Fernen,
aus den Höhen in die Tiefen
hallen die Harmonieen des Friedens,
hallt von mir zu Gott,
von Gott zu mir
ein seliges, leises: Ave Maria . . .

In Korn und Unkraut.

Mit meinem Mädchen schlüpft ich heut allein
durch reifes Korn im roten Abendschein.
Wie Kinder rauften wir die Ähren aus,
Feldblumen wanden lachend wir zum Strauß
und freuten uns der bunten Farbenpracht,
die uns wie Bauernstaat entgegenlacht . . .
Als rauschten es die Halme vor sich hin,
ging mir ein Verslein leise durch den Sinn:
Die Liebe ist ein goldnes Ährenfeld,
dazwischen Unkraut, Mohn und tauber Spelt;
es fällt zusammen aus des Zufalls Hand
und wächst empor in Sturm und Sonnenbrand.
Die Ähren sind ein schönes Gottesgut,
allein des Unkrauts bunte Farbenglut
ist eine stille Freude der Natur —
Was wird im Herbste aus der schönen Flur? . . .
ein kühler Hauch ging durch mein Herz — „Sieh, schon,"
rief da mein Mädchen, „schon verblüht der Mohn!"

Am Waldesrand.

Die silbergraue Dämmrung schlich
wie schüchtern übers gelbe Korn;
ein weißer Falter müde strich
um roten Mohn und Rittersporn.

Zu unsern Füßen klar und kalt
lief übers Feld ein Rieselborn,
es tönte herbstlich durch den Wald
verhallend leis ein Jägerhorn . . .

Ein Wandrer zog den Weg entlang
so wanderselig; leis verklang
das Lied, das er von Liebe sang, —
mich überkam es weh und bang . . .

Noch hab ich dich, noch küß ich dich,
mein blondes, rosenwangiges Lieb,
bald meid ich dich und schleiche mich
von dir, wie in der Nacht ein Dieb . . .

Abendsegen.

Das ist des Abends Segen
und seine stille That,
daß Sturm und Kampf sich legen,
wenn seine feuchten Schwingen
hinschatten übern Pfad.

Das hat er vor dem Tage,
daß er des Herzens Drang,
daß Sorgen er und Plage
besänftigt still mit mildem,
mit süßem Schlafgesang, —

daß er mit dichtem Schleier
des Landmanns Pflug umhüllt,
mit stiller Dankesfeier
die Hütten und die Herzen
allüberall erfüllt . . .

Meinen Freunden Theobald und Marie Röthig.



Herbst.

Herbstakkorde.

Ein fahles Silbergrau
fliegt über die Heide.
Goldbraune, purpurrote Flammen
lodern im Westen auf,
und langsam, langsam
fällt wie eine feurige
runde riesige Kohle
die Sonne zischend, sprühend
ins grünviolette Meer . . .
Träumend dem Tage nach
lieg ich im blauen Ginster . . .
was geht eben über die Heide
für ein seufzender Ton?
Ängstlich atmend
mit verschleierten,
ahnungswehen,
fieberroten Augen
lauscht die Weite
in die Stille des Abends
der verschiedenen Sonne nach . . .
War es des Sommers Seele,
das siedend heiße,
blutvolle Lebensherz der Natur,
das eben sank
in den Abgrund des Todes? —
Müde, müde
fallen vom Ginster

kleine Flocken nieder
ins braunviolette Heidekraut . . .
— — — — — — — — — —
Eine schwarze Wolke
schiebt sich schwer ins Abendrot, —
ein schwebender, schwarzer Schatten
gleitet entlang am Horizont . . .
mein träumetrunknes Auge
starrt und staunt es an,
das dunkle Todesgespenst:
Ein riesiger Reiter
auf schwarzem Rosse
reitet langsam
über Himmel und Heide;
auf seinem Sattel
liegt eines rosigen Jünglings
blutige Leiche . . .
Silbergrau wallt,
wie Winterschnee,
des greisen Reiters Bart
über des Toten goldblondes Haargelock.
Blutige Tropfen
fließen rieselnd nieder
über den Bug des schwarzen Rosses . . .
Die Ewigkeit,
die graugreise Ewigkeit
reitet am gespenstischen Abendhimmel
mit der Leiche des Sommers
in die Unendlichkeit . . . . .

Meinem Freunde Otto Stahl.

Müde Gedanken.

I.

Inmitten all dem bunten Sommerprangen,
der Liebeslust, dem Quellen meiner Lieder
beschleicht mich oft ein inniges Verlangen,
zu sinken tief in süßen Schlummer nieder,

zu strecken lässig meine müden Glieder,
zu ewiger Grabesruhe hingeschieden . . .
O herzlich müde bin ichs, immer wieder
zu lieben und zu leiden ohne Frieden.

Ich denk mirs wundervoll, von bösen Träumen,
von Sorgen bar, so still, so weltvergessen
zu ruhn in kühler Erde, von den Bäumen
umrauscht, umwebt vom Teppich wilder Kressen . . .

O nimmer möcht ich diese Ruhe tauschen
mit Himmelsfreuden in der Frommen Hafen:
ich hab geliebt und meines Geistes Rauschen
hat mich umtönt, nun möcht ich ewig schlafen . . .

II.

Da sing ich nun von Lenz und Liebesfreuden,
und doch, es geht ein langes, stilles Leiden,
ein wandermüdes Todessehnen oft
mir durch das Herz, das nicht auf Frieden hofft.

Ein Teppich grüner Ranken, bunter Blumen,
wildwuchernd über Gräbern, aus den Krumen
versumpften Heidelandes, ist mein Sang,
verbergend meines Herzens Todesdrang.

Ein Segel, lieblich schimmernd fern dem Lande,
doch sturmzerrissen, hängend schlaff am Strande
ist meine Seele, meine Fröhlichkeit,
vom Leben singend und dem Tod geweiht!

Der Tag war tot . . .

O ich vergeß es nie — — Der Tag war tot,
und aus der Tiefe quoll das Abendrot . . .

Der Friede saß und sang im dunklen Ried
so müd und mild ein spätes Erntelied . . .

Dein blondes Haar hob leis der Sommerwind —
Wie warst du glücklich, du mein keusches Kind!

Wie lag dein Auge tief und groß und weich
in meinem! Der Madonna sahst du gleich,

die Glückes voll vor ihrem Gotte schweigt
und seiner Offenbarung still sich neigt — —

Du gläubige Maria! — — — und es stand
mein Schicksal hinter mir und hob die Hand

und raunte heimlich mir ins hohle Herz
die Worte voll von Hohn und tiefem Schmerz:

Du närrischer Gott! Gutherziger Heuchler du, —
Hin ist nun deines Geistes große Ruh . . . . .

Einer kranken Seele.

Was weilst du, stiller Herbst,
was willst du bringen mir? —
Da spricht er herb und ernst:
das Glück noch mir und dir!

Noch eine kurze Zeit,
und du wirst traumlos ruhn —
du stirbst, ach, gern bereit —
dies Glück empfinde nun . . . .

Nächte am Strom.

I.

Wie über einen Toten warf die Nacht
den schwarzen Mantel übern blassen Himmel.
Im Westen tief noch rotes Glutgewimmel,
die Totenfeuer, die dem Tag entfacht.

Die Woge, die im Stromesgrund sich brach,
vermurmelt dumpf in müden Trauerweisen, —
als weinte still den ewigen Geleisen,
die alles Leben geht, die Tiefe nach . . .

II.

Es hüllte wie ein weites, dunkles Grab
die Nacht tiefschweigend Erd und Himmel ein,
auf hoher Brücke steh ich ganz allein
und starr ins schwarze Flutenreich hinab.

Trüb glänzt der Strom im matten Licht.
Vom Strande schiebt sich langsam schwer ein Boot.
Mir ists, als gleite übern Grund der Tod,
der alles Leben, alle Liebe bricht . . .

Christus geht über ein Schlachtfeld.

Fernher verhallt des Siegers wilde Wut, —
und wie ein Adler über Totenhügel
enteilt der Tag und taucht den goldnen Flügel
bisweilen flüchtig in das frische Blut.
Noch lange steht im trüben Abendrot
ein dunkler Schatten. Ists der grimme Tod,
Mors imperator, den das Mordfeld bannt?
Ists Qualm von Städten, die der Feind verbrannt? —
Dann kommt die Nacht. Die Sterbenden erbleichen.
Der Mond geht auf. Fahl schimmern rings die Leichen.
Und durch die ungeheure tiefe Stille
zirpt nur bisweilen ängstlich eine Grille . . .
Ists nicht, als wenn ein weißes Kleid dort weht,
als wenn ein Mensch dort ratlos stockt und steht?
Und aus den blassen Nebeln kommt er her
und schreitet über Leichen, Schild und Speer
und deckt die Augen mit den Händen zu:
Er will nicht sehn die grause Totenruh —
Jesus von Nazareth! — und heiß und wild
ein Thränenstrom durch seine Finger quillt . . .
Er ist vorüber. Durch die Leichenstille
summt ängstlich nur bisweilen eine Grille . . .

Der Chopinwalzer.

Da klingt es schon wieder, das wilde Lied,
das mich in dunkle Träume zieht . . . . . .

Was grinst du mich an mit dumpfem Gestöhn:
„Wie träumt deine tote Mutter so schön —"?
Fort Satan Tod! — —
Hört auf mit dem Lied,
das mich zu ihr in die Grube zieht . . .
Es jauchzt und klagt — —
und ich sitze am Rand
des Saales, ein Kind in Flitter und Tand —
und mein Mütterlein ist so jung und schön —
Spielt lauter, Geigen, welch lieblich Getön! —
da schwebt sie hin! — wie sie lockt und lacht,
wie fliegt ihres Haares blauschwarze Pracht! —
Spielt, Geigen, spielt! — — O seht, seht dort
den Tod! er tanzt mit ihr fort und fort —
— — —
Es würgt mich noch das grause Lied,
das mich zu ihr in die Grube zieht.

Am Heideteich bei Nacht.

Dunkel, tauigschwer die nächtigen Schwingen
schatten übern schwarzen Heideteich,
nur wie leise Totenglöcklein klingen
Unkenklagen aus dem schwülen Reich.

Auf dem Weidenstumpf, dem nebelgrauen,
sitzt da nicht der blasse Wassertod,
der mit queren, glasigen phosphorblauen
Glimmeraugen mir herüberdroht? ...

Schwer ist mir, ich möchte lebensmürbe
sinken in das kalte Nichts hinab,
keine Seele weinte, wenn ich stürbe, —
nur ein Mädchen grämte sich ins Grab ...

Auf das Totenkreuzlein, auf das bleiche,
würd ein Bächlein rieseln Liebesblut,
bis der Lebensquell, der tiefe, reiche,
leis versiegt in heißer Schmerzen Glut ...

Keine Seele weinte, wenn ich stürbe, —
einem Freunde nagte stummes Leid
tief im Herzen nur, bis er verdürbe
unverstanden in der Einsamkeit ...

Um der beiden Seelen will ich leben,
tragen noch die schwere Erdenlast . . .
Schon auf leisen Sohlen sah ich schweben
auf mich zu den Tod in freudiger Hast —

Laß dein Winken, laß das schwüle Blitzen
deiner Augen, Freund, auf deinem Ast
bleibe nur geduldig heute sitzen:
war ein Stündlein nur bei dir zu Gast.

Trank von deinen süßen Todestropfen
ein paar Züge in mein Herz hinein
und ich fühl es träger, stiller klopfen . . .
Lebe wohl! Ich denke freundlich dein!

Gespenster.

Der Mond schwimmt gelblich blaß in Nebelstreifen,
im Winde knistert dürr das schlanke Rohr,
bisweilen tönt der Wasservögel Pfeifen
und Unkenruf wie klagend aus dem Moor.

Vom Hafen matt der Schiffe Lampen schimmern,
der schwarze Mastenwald wie träumend steht
im trüben Abendrot, und dünn das Wimmern
der Ziehharmonika herüberweht . . .

Mein Boot schwimmt lautlos auf den glatten Wogen,
wie irres Weh tönt mir das ferne Lied,
wie Seufzer dumpfer Wahnsinnsnacht entflogen,
und bohrt sich quälend tief in mein Gemüt.

Die Pulse stocken langsam, zu den Wellen
neig ich das schwere, kranke Haupt hinab, —
da hör ich friedevoll müd murmelnd quellen
den Todesstrom im dunklen Flutengrab.

Es zieht mich wie mit weichen Mutterarmen
hinab, zu bergen tief mein heißes Herz,
mich lockt des Todes göttliches Erbarmen,
in ewigen Schlaf zu taumeln ohne Schmerz . . .

Das Boot schwimmt einsam auf den schwarzen Wogen,
Gespenster, Stimmen kreisen um mich her . . . .
mit stierem Aug, von dumpfer Nacht umzogen,
blick ich zur Tiefe, sinnlos . . . seelenleer . . .

Kreuzigung.

Ev. Matth. 13, 54—58.

Wie Wunden öffnen sich weit im Westen
die Wolken des Tages,
und ihnen entsinkt
wie ein blutendes Herz
die rote Sonne und gleitet
langsam nieder in die schwarze Nebelurne der Nacht.
Über die sterbensbange Heide
tropft eisig und schwer ein giftiger Tau,
daß alles Leben schauernd verblaßt.
Dumpfes, dichtes Dunkel
bettet behaglich sich
in den Nebelschoß der einsamen Öde.
Nichts ist zu sehn;
nur braunrote dünne Abendstreifen,
bleifarbne Wolken, —
und fern auf der Heide
ragend gen Himmel
ein riesiges schwarzes Kreuz . . . .
Dort liegt Golgatha — — —
Ich starre still
auf die Sterbestätte der Sünder,
der Mörder und Gottesverächter . . . .
. . . .

Von fern her kriecht ein Knäuel von Menschen
langsam durch das Dämmerdunkel,
durch den Staub der Heide,
wie ein langer schwarzer Erdenwurm . . . .
Und als sie näher kommen,
seh ich einen unter ihnen,
dessen Antlitz leuchtet über die Heide
wie ein vom Himmel gesunkner Stern.
Auf seinem gekrümmten Nacken
schleppt er ein schwarzes, schweres Kreuz . . .
Das ist Jesus! . . .
Und wie Würmer wimmeln sie
geschäftig hin und her,
und dumpf tönt,
von Nebelwolken herübergetragen,
das Murmeln der Menge:
„Kreuziget ihn! Kreuziget ihn!
Denn er hat Gott gelästert und seine Propheten!
Er dünkte sich höher denn Mose und unsre Priester,
er dünkte ein König in seinen Reichen sich
über dem Kaiser
und trotzte in seiner Verheißung!“
So höhnt der Haß
aus den kleinen Gehirnen,
den harten, häßlichen Herzen . . .
Und nur wenige
murren dagegen:
„Er war ein Mensch und Gott
und war sich selbst getreu bis in den Tod!“ —
Und das Kreuz steigt empor . . . .
Ein Hämmern hallt hell und hart
aus der Heide, —
und mir ist es fast,

als gehen eiserne, kalte Nägel
durch meine eignen Hände und Knöchel .....
Klirrend und klagend
fährt der Wind durchs Gestein,
und schwarz wie Pech
trieft die Finsternis vom Himmel,
als trauerte rings die Natur
um ihren gestorbenen König ...
Aus der Ferne nur leises, verlassnes Weinen
wie aus einem einzigen *treuen* Frauenherzen ...
Und blendend in meine Seele,
heben sich leuchtend aus dem Dunkel
wie himmlisches Freudenweh,
wie Siegessonnen die stolzen Worte:
„Siehe, welch ein Mensch!" — —
Und ich sinke in den Staub
und weine auf der harten,
undankbaren Erde meines Vaterlandes .....

Meiner Freundin Clara Müller.

Pietà.

Auf Golgatha liegt schwarz die Nacht.
Eine Mutter hält Totenwacht.

Es stöhnt der Sturm im Felsgestein,
die Schluchten fährt er aus und ein.

Dumpf murmelt das Weib: Mein Sohn, ich bleib
und wehre die Geier von deinem Leib

und wische den Regen von deinem Gesicht,
ich bleibe, mein Sohn, ich verlasse dich nicht.

Sie murmelt es hin und weint und wacht.
Wild weht der Sturm. Schwarz schweigt die Nacht.

An der Flußmündung.

Narrt mich auf einmal denn ein böser Traum?
Noch eben lachte mir der Küste Saum,
das ruhige Meer in heitrer Farbenpracht —
da wird es plötzlich dunkler als die Nacht,
es schiebt und wälzt sich schichtend Wand an Wand
und legt sich lautlos über Meer und Land.
Kühl überrieselt mich ein Regenguß,
ich rühr mich nicht: dicht vor mir murrt der Fluß.
Unheimlich braun die Nebel. Bild an Bild
an mir vorüberfliegt phantastisch wild —
und plötzlich fällt mir ein: ist nicht der Ort,
die Stunde recht bequem für einen Mord? —
mir graust — „He, Fährmann, he!" — ich schreck empor —
was war, wer rief? Horch, Rossehuf im Moor! . . .
„He, Fährmann, he!" . . . der Nebel schluckt es fort —
das Blut braust mir im Ohr, mich bannt der Ort —
und noch einmal: „He, Fährmann, he!" . . . und bang
verharrt die Stille. Dumpfer Schwerterklang.
Getümmel und Gestampf. Ein Todesschrei!
Im Fluß ein Gurgeln. Rossesflucht. — Vorbei.
Mein Atem stockt . . . Im wilden Wirbel drehn
die Nebel sich, und plötzlich kommt ein Wehn,
ein schwefelgelbes Licht verzehrt die Wand —
Im heiligen Sonnenfrieden liegt das Land.

Der Schwimmer.

Auf sturmbewegtem Meere rang
ein Schwimmer mit den gierigen Wellen,
so oft er in die Tiefe sank,
hob ihn der Wogen wildes Schwellen.

Aus seinem Auge stierte Qual —
umflort von Gischt und Schaumesfetzen,
irrt wie ein blutiger Sonnenstrahl
die Hoffnung über das Entsetzen ...

Er ließ sich treiben, rang und hob
sich immer wieder aus den Wogen, —
bis endlich ihn die Welle schob
auf eine Küste sturmentzogen ...

Er sah noch, wie das Abendrot
sanft spielte über Kies und Scherben,
wie ihm das Glück die Lippen bot —
da mußte der Erschöpfte sterben ...

Meerfahrt.

Das ist ein Sturm! Das Meer brüllt wie ein Stier,
ein Rudel Wölfe, springt in grimmer Gier
die graue Gischt nach meinem kleinen Boot,
grell aus den Wolken grinst der Riese Tod!

Und meine goldne Sonne sinkt in Blut,
und meine Sterne löscht Gewitterflut —
das ist ein Sturm! mir ist so wunderbar:
Ein Friede leuchtet in mir tief und klar . . .

Umkehr.

Stumm wies der Engel mit dem goldnen Speer
zum fernen Tempel, dessen Säulenpracht
wie Mondlicht glänzte durch die Waldesnacht,
dann schritt der Hohe leuchtend vor mir her.

Auf halbem Weg sah ich mich heimlich um:
O Heimat! seufzt ich still in mich hinein:
wie lag dort alles mild im Sonnenschein —
doch aufwärts wies der Hohe hart und stumm.

Und höher gings. Da tönt ein süßer Sang
auf einmal über uns: Ein Liebessteg,
bog sich ein Zweiglein übern wilden Weg,
drauf sang ein Zeisigpärchen liebeskrank.

Da sehnt ich mich nach solchem Zeitvertreib, —
und als mein Führer um die Ecke bog,
mein Fuß in weiten Sätzen abwärts flog —
Im Thal fand ich das Glück: mein süßes Weib.

Herbstlieder.

I.

Träumend schreit ich durch die Wege,
um mich her rauscht welkes Laub,
das, des Herbstes Spiel und Raub,
gelb und rot hängt im Gehege.

Und es weht von allen Bäumen,
weht wie Goldstaub her und hin!
Sommerfreude fliegt dahin,
Sommerlust mit Lenzesträumen! . . .

Doch da klingen lustige Lieder
lieblich noch im bunten Wald, —
weht der Wind auch herbstlich kalt,
freundlich blickt die Sonne nieder!

Und ich fühl mich wie im Lenze,
träume hin und wünsche still:
wenn dein Herbst einst kommen will,
bleib dir so ein Glanz vom Lenze . . .

II.

In Stoppeln starrn die Ackertrifte,
im Takt durchklingt die klaren Lüfte
Dreschflegelschlag den ganzen Tag
wie ein gesunder Herzensschlag.

Und während Blätter welk sich schwingen,
die Vögel ihren Abschied singen,
geh ich durch all den kühlen Glanz
und pflück dir einen letzten Kranz.

Nichts freut dich mehr als solche Gabe,
die ich am Weg gefunden habe:
so pflück ich Astern hier und da,
und morgen bring ich Erika.

Und meine Seele will nichts weiter
als diese Heimkehr herbstlich heiter — —
Dreschflegelschlag durchklingt den Tag
wie ein gesunder Herzensschlag.



In den Bergen.

Abendgesang.

Nun ruhn im Abendfrieden
die Berge und das Thal,
es senkt sich auf die Müden
der Sonne letzter Strahl,
und hoch im luftigen Reiche
flammt auf die Abendglut,
im Ost der Mond, der bleiche,
ein sinnend Auge, ruht.

Still werden die Gehege,
es schweigt Gesang und Klang.
in friedlich sanfte Wege
lenkt jeder wilde Drang;
und wie im Busch die Rose
schließt sich das müde Herz,
es ruht im Traumesschoße
von Ängsten aus und Schmerz.

Die Luft schwimmt um die Berge
wie leuchtend reiner Duft,
wie Weihrauch um die Särge
in einer Königsgruft;
das Echo schlummertrunken
traumredend Töne lallt,
als wenn im Meer versunken
ein Glockenläuten hallt . . .

Und Stern an Stern die Hülle
von seiner Leuchte streift, —
weit durch die tiefe Stille
mein Auge sehnend schweift:
da hört ich leise wogen
den Lebensstrom der Zeit,
mit dem die Sterne zogen
in ihrer Ewigkeit,

mit dem die Menschenleben
auftauchen und vergehn
und wie am Berg die Reben
hochklimmen und verwehn, —
da hört ich die Minute,
wie sie mit leisem Klang
hinunter ins Geflute
der Ewigkeiten sank . . .

Meinem Freunde Alexander Engels.

Bergsee.

I.

Tiefgrün wie ein Smaragd in zackiger Krone
ruht still der See, von Klippen eingeschlossen;
die Berge ragen wie gewaltige Throne
rings in den Himmel, sternenlichtumflossen.

Und auf den Wassern, im krystallnen Dunkel,
liegt bleich des Mondes Bild, als ob es schliefe;
zuweilen steigt mit magischem Gefunkel
ein Silbernebel dampfend aus der Tiefe.

Erhabne Stille atmet aus den Fluten
und sinkt herab aus lichter Himmelsferne:
So ruht ein Herz, das frei von allen Gluten,
Gedanken sinnend, spiegelt Mond und Sterne . . .

II.

Hier weht kein Sturm, hier klingen keine Lieder
der lustigen Vögel lieblich durch die Luft,
hier steigt kein Strahl aus sonnigen Höhen nieder,
ein Winterschweigen lagert in der Gruft.

Ein ewiger Schlaf hat alles rings umfangen,
es träumt im See die dunkle, kalte Flut,
und in den Lüften bleibt das Echo hangen,
wie todesmüde Fels auf Felsen ruht.

Nur dann und wann wie leises Seufzen gehen
geheimnisvolle Töne übern See,
und Melodien vom Felsgestade wehen,
wie Leyerklang voll Leid und tiefem Weh . . .

Und mir, wenn ich zur stillen Tiefe schaute
flog immer ein Gedanke durch den Sinn:
mir wars, als ob ein Auge vor mir blaute,
versteinert sah ich eine Thräne drin . . .

III.

Gleich riesigen Gespenstern, weiß umflossen
vom Silberlicht des Mondes und der Sterne,
im nächtigen Schweigen schimmern Berg und Firnen,
allmählich sich verdunkelnd in der Ferne.

Schwarz aus der Tiefe blinken auf die Fluten
des Sees, in dessen eisiger Grabeskühle
des Mondes bleiches Bild sich seltsam spiegelt, —
ein Totenhaupt auf schwarzem Sammetpfühle.

Zuweilen schwebt ein Nebel aus dem Grunde,
als stiegen Geister langsam aus den Grüften,
von Zeit zu Zeit klingt schrill ein Tropfenfallen,
als klagt ein Totenglöcklein in den Klüften . . .

IV.

Ein Urweltmeer, in wildem Trotz sich bäumend,
gen Himmel wälzend Gischt und eisigen Schaum,
von einem jähen Götterblitz verwandelt
in ewig steinernen Titanentraum,

liegt da der Berge ungeheure Öde!
Die Wetterwolken, wild verweht vom Sturm
und von dem zackigen Felsengrat zerrissen, —
wie Rabenflug um einen wüsten Turm —

fliehn drüber hin! — Hoch wo die Adler kreisen
glänzt still in einem Felsenspalt ein See,
als wär aus einem Götteraug gefallen
mild eine Thräne in den ewigen Schnee!

V.

Leis wellt der See, schwarzblutigrot
vom Abend überglutet,
auf seinen Wellen schwimmt mein Boot,
vom dunklen Schaum umflutet . . .

Die Schieferfelsen ragen schroff
wie Schwerter aus dem Schlunde, —
ein Herz, das, rings zerstochen, troff
wie eine große Wunde,

so liegt der See, schwarzblutigrot, —
wie ängstlich in den Klippen
fliegt hin und her mein kleines Boot, —
die Seele zwischen den Rippen . . .

VI.

Die Sonne haucht den letzten rosigen Kuß
der Abendröte auf den stillen See,
und zimperlich setzt in den Sammetschnee
der Bergeshöh die Nacht den Silberfuß.

Wie Bronce schimmert goldigbraun die Flut,
ein Silberblitzen fliegt wie Elfentanz
darüber hin, und dunkelgrün der Kranz
der Bergestannen auf dem Spiegel ruht.

Die Felsenspitzen, zackig, schwärzlich-braun,
ein Zwergenvolk, zusammenhockend, krumm,
mit Hakennasen, Zipfelmützen, stumm,
nachdenklich träumend in die Tiefe schaun . . .

Der Einsiedler.

In meiner Schlucht da lebt sichs wohl,
da ist der liebe Gott in mir,
der Tag wird mir zur Ewigkeit,
die den Gedanken mir gebiert
und oft ein kleines frommes Abendlied . . .

In meiner Schlucht da lebt sichs wohl,
da bin ich, großer Gott, in Dir!
Die Ewigkeit wird mir zum Rausch,
zu einem seligen Augenblick — —
Ich sterbe... lächelnd... und das Weltall stirbt...

Kosmische Wanderung.

Ich ging gen Sonnenuntergang . . .
und meine stille Seele trank,
leis faltend ihre Flügel,
den Duft der Heidehügel.

Ich sprach beglückt: o Seele du,
wie wunderbar ist diese Ruh!
Hast duihn nicht vernommen?
Gott ist zu uns gekommen —

Fuhr meine Seele da empor: o du vergißt,
daß Du weit mehr als Gott und Weltall bist!
Laß uns an ihm vorübergehn!
Mag er auf unsere Spuren sehn . . .

*   *
*

Und weiter schritt ich rüstig fort —
Und wieder eine Frage schlich
scheu über meines Herzens Bord, —
der meine Seele nicht entwich.

O Seele, groß ist deine Macht!
Was niemand sieht, nur du allein
weißt alles nun, was weise macht —
und deine Fülle, sie ward Dein —!

Sprach meine Seele: Tor, du siehst
nicht weiter als dein Atem fließt!
Nun wandern wir den Weg zurück
Und suchen deiner Kindheit Glück . . .

* *
*

In einer wunderbaren Nacht
hielt ich mit meiner Seele Rast —
O Seele, sprach ich, sieh die Pracht
die du nun ganz ergründet hast! —

O Seele, wenn einst mehr als dies
die ferne Menschheit froh genießt,
die Erde wie ein Paradies
an Frucht und Fülle überfließt —?

Komm, sprach die Seele, du wirst sehn:
an aller dieser Erdenpracht
wirst du nun still vorübergehn
schlaftrunken in die ewige Nacht . . .

Meinem Freunde Josef A. Bondy.

Der vom Berge.

Ich starre in das fahle Antlitz nieder
des Toten, der auf blutiger Diele liegt,
des Armen, den die grause Not besiegt, —
und draußen duftet lebensschwül der Flieder . . .

Dann tret ich wieder an die kleine Wiege,
worin das zarte Kindlein träumend lacht,
ich lüpf das Linnentüchlein zärtlich sacht
und scheuche lächelnd eine dreiste Fliege — — —
— — — — — — — — — — — — —

O ich seh Weiber gebären im Krampf — o Särge
seh schwanken ich hinter morschem Friedhofszaun — —!
Wie mich die Dinge seltsam und fröhlich erbaun! —
Leben und Tod verlach ich von meinem Berge! . . .

Der Sterne Rat.

Um Mitternacht sprach ich zu meinen Sternen:
Wie dank ich euch, daß ihr von allem Leid
ihr Freundlichen, mich sorglich habt befreit —
da kam die Antwort dumpf aus dunklen Fernen:
Was kümmert uns, was kümmert dich dein Leid?
wir leuchten und erfüllen unsre Zeit!
Den Menschen ziemt das gleiche wie den Sternen . . .

Und aus der Nacht schritt ich in tiefem Sinnen,
aus meiner Einsamkeit zum Tag empor.
Ich fand mich erst, nachdem ich Mich verlor,
ich ließ das Leid, um neues zu gewinnen,
schritt wieder durch des Lebens buntes Tor
und wollte leuchten wie der Sterne Chor,
bis meine letzten Stunden sanft verrinnen . . .

Am Wege.

Wenn ich im Hochgebirg den dunklen Stunden
entgegengeh, da mir Mein Gott erscheint,
hab ich oft Rast am Heiligenbild gefunden,
an dem der Heiland um die Menschen weint.

Mir war es oft, als sollt ich hier gesunden,
als wär ich hier erst ganz mit Ihm vereint,
als hätt ich nun mein letztes Ziel gefunden,
da meine Seele um die Menschen weint.

Aus „den Evangelien“.

Die Versuchung.

Die Drossel schweigt; doch in den Lüften singt
die Sonnenglut so wirre Melodien,
als wenn ein süßer Harfenton verklingt . . .
Zwei Schmetterlingen, die sich nahn und fliehn
und jäh getrieben wieder nahn, die nun
vereint im seligen Duft der Lüfte ruhn,
sieht Christus lächelnd zu . . . so voll von Lust,
von Dank und Zärtlichkeit ist sein Gemüt,
daß er den Rosenstrauch, der flammend blüht,
mit Inbrunst preßt an seine wogende Brust . . .
Und unter Erlen fließt ein kleiner Bach,
dem geht der Heiland, Schatten suchend, nach . . .
Die Drossel seufzt; hoch in den Lüften singt
die Sonnenglut die wirren Melodien,
als wenn ein Harfenton anhebt und schwingt
und schwellend, schwellend . . . zitternd . . . jäh verklingt —
Der Herr erschrickt: dicht vor sich sieht er knien
ein Weib, das seine goldnen Flechten löst
und den erhitzten Busen tief entblößt —
und nun in nackter Schönheit lechzt und bebt —
und schauernd in die kühlen Fluten steigt — —
Wie sich das Rohr vor ihren Füßen neigt!
Wie sich das Wasser an die Brüste hebt!
„O Schönheit!“ ein entzücktes Lächeln schwebt
um Christi Lippen — doch die Schlangenaugen,
die, spiegelnd sich im Bach, in seine saugen
und seine reife Männlichkeit verschlingen,

sieht Jesus nicht . . . Er hört die Werke singen
ein Lied zu ihres Schöpfers Lob und Preis —
er träumt — — — Was überläuft ihn plötzlich heiß?
Was starrt sein Auge auf das nackte Weib —
„Bin ich ein Mensch?! Lockt mich denn dieser Leib
nicht, daß ich heiß, ein Mann, das Weib umfange?
Wer bin ich?" Graun durchfährt sein Herz und bange
eilt er hinweg . . . Da kommt ihm wer entgegen:
Johannes! — „Herr, ich suchte dich" — verlegen
spricht es der Jünger wie die Liebe schamhaft spricht . . .
Durch Christi Seele flammt ein Sonnenlicht . . .
und wieder hört er über sich die Gluten singen:
sie schwellen, jubeln, träumen und verklingen . . .

Christus und die Ehebrecherin.

Wirr in den Staub floß ihr gelöstes Haar . . .
Wie schön sie doch in ihren Thränen war —
Daß sie sein mildes Wort nicht quälend träfe,
schwieg Christus: nur die Rechte legt er leis,
beruhigend auf ihre blonde Schläfe . . .
Da brach es doch aus ihrem Gram so heiß:
„O Herr, rühr mich verdammtes Weib nicht an!
O Herr, hör mein gequältes Herz erst an! . . .
O du bist mild . . . Unstillbar lechzte meine Glut,
nach ungeahnten Lüsten schrie mein Blut, —
nicht Mensch, ich war in meiner Brunst ein Tier! —
Und wars geschehn, dann raste Gott in mir,
dann straft er mich für jede selige Nacht, —
er hat mich elend, ach, unsagbar schlecht gemacht! . . .
Doch, Herr, du kennst ihn, — er ist gut —
ich spürt ihn auch in meiner seligen Glut —!“
„Du rast!“ entsetzt starrt sie der Heiland an —
doch dunkel kroch es an sein Herz heran, —
und qualvoll hob sein Blick sich jäh empor,
wo sich das Licht im öden Raum verlor . . .
Sein Herz war alles milden Trostes baar,
viel ärmer er als diese Arme war . . .
Er wandte sich: es trieb ihn fort — o weit
in seiner Berge stille Einsamkeit . . .

Das Weib, mit Thränen noch im Blick, sah ihn
gebeugten Hauptes schattenhaft entfliehn . . .

Und als sie niemand sah, nur sich umgeben
von heller Sonne sah, von blühendem Leben,
verklärte sie ein Lächeln wunderbar —
Wild trotzig griff sie in ihr schönes Haar;
wie eine Löwin, die, so lang bewacht,
nun endlich ihrer Haft sich frei gemacht,
schritt sie in all den schwülen Duft hinein
und schlürft mit Gier den glühenden Sonnenschein . . .

Christus beruhigt das Meer.

Am flachen Wüstenrande hinter Schilf
und fernen schlanken Palmen glimmt und schwelt
noch dunkelviolette Sonnenglut.
Die Berge und weißen Dörfer rings umher
verdämmern im scharlachroten Nebelmeer . . .
Leis über den See hallt der Gesang der Jünger.
Der Ruderschlag, der in die klare Tiefe
wie träumend taucht, beschwingt mit sanftem Takt
des Liedes süße schwere Melodie . . .
Und nun verklingt der dunkle Sehnsuchtschor,
es stirbt der letzte Ton, den weiche Winde
wie eine Seele in den Himmel tragen.
Die Jünger lächeln tiefbeglückt sich zu:
Vom heißen Tage müde, war der Herr
in seines Lieblings Armen sanft entschlummert . . .
Ganz leiser Ruderschlag . . . ein seliges Träumen,
ein stilles Gleiten über Ried und Riff —
weltfern . . . Und mählich schleicht die Nacht heran . . .
die Wellen funkeln stumpf . . . Wo bleibt der Mond? . . .
die Wellen murmeln dumpf . . . —
        Fern Wetterleuchten! . . .
        Fern rauscht und braust der See! . . .
Es naht ein Wehn, naht schneller, immer schneller —
ein Wirbelwind treibt Wellen vor sich her —
ein Wolf, der seine gelben Zähne bleckt,
springt weiße Gischt am Nachen jäh empor! —

Verwehter Ruf! ein greller Blitz erlischt!
dumpf dröhnend rollt der Donner aus dunklen Wolken,
der Sturm heult nach und höhlt die schwarze Flut
und schleift das Schifflein über Höhn und Tiefen . . .
Die Jünger, aus süßen Träumen jäh gerüttelt,
ringen ratlos die Hände, nur Petrus, steif
am Steuer sitzend, blitzt mit grauem Blick
furchtlos umher; Johannes schirmt den Herrn, —
den immer noch der tiefe Schlaf erquickt . . .
Indes wächst maßlos des Gewitters Wut,
Blitz fällt auf Blitz! ein Meer von grünen Flammen!
dann wieder Finsternis . . . Die Ruder brechen,
die Hände sinken müd — ein geller Schrei!
ganz dicht am Schiffe fuhr der Blitz vorbei —
Der Herr erwacht! — der Sturm horcht atemlos —
Der Herr hebt seine Augen traumhaft groß
und lächelt über das aufgeregte Meer
und blickt die Jünger seltsam lächelnd an:
„Kleingläubige, was seid ihr so verzagt,
wenn euch der milde Tod zu nahen wagt?
Seht, als ein mächtiger Tröster komm ich her!
Seht, meine Hand beruhigt Sturm und Meer!
Fühlt ihrs? Mich liebt die Kreatur! o seht,
wie brünstig sie nach Meinem Segen fleht!“
Groß steht der Herr, von Blitzen fahl umleuchtet,
weiß glänzt sein Haupt, das von den schwarzen Wolken
umdrängt, vom Sturm geküßt, hoch in den Himmel
zu ragen scheint — — Ein ferner Blitz . . . Verflammen . . .
Vertosen . . . Zitternd spielt ein stiller Strahl
weit über verrollende Wogen — Ruderschlag! —
der Mond! . . . das Boot fährt knirschend auf den Strand . . .

Die Hochzeit zu Kana.

Und Rosenduft und süßer Duft vom Wein
vermählten sich im goldnen Abendschein . . .
Das war ein Tag der Freude! Jubelnd klang
zum Saal empor der Mägde Festgesang,
und himmelsrein das Lied der Harfe scholl.
Die Gäste lauschten süßen Weines voll.
Auf seinem Purpurpfühl das selige Paar
in sich und seinem Glück versunken war . . .
Sprach Thomas, einer von den Zwölfen, leise
zu Petrus da: „Ich deut in meiner Weise
das heilige Wunder, das wir heut gesehn —
Gott ließ ein größres hier vor uns geschehn —
Sieh diese beiden! Wasser ward zu Wein:
Zum Liebesrausch ihr ganzes Erdensein!"
Und jubelnd klang und schwamm auf Rosenduft
das Lied der Liebe durch die goldne Luft! . . .

Indes stieg fern im Ost der Mond empor.
Und leise ging das morsche Gartentor:
Und Christus war allein. Er sah zurück:
in diesem Blick lag all sein reiches Glück . . .
Und leichten Schrittes ging er durch das Korn.
Leis durch die Sommernacht klang süß verworrn
der Vögel Ruf im mondbeglänzten Ried,
das Rauschen reifer Ähren und das Lied
der Sehnsucht, süß das Harfenlied der Liebe . . .
Und Christus war allein.

Judas.

Jesus antwortete: Der ist es, dem ich den Bissen eintauche und gebe. Und er tauchte den Bissen ein, und gab ihn Judas Ischarioth. Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn. Da sprach Jesus zu ihm: Was Du thust, das thue bald. Dasselbe aber wußte Niemand über dem Tische, wozu er ihm dies sagte.

Ev. Joh. 13.

Als er das Brot bricht in gewohnter Weise,
sinkt ihm die Hand wie kraftlos in den Schoß —
Da flüstern Angst und Schmerz im Jüngerkreise,
und eine Traurigkeit, unendlich groß,
ein Todesahnen schauert durch den Saal . . .
Indes steht Judas dumpf und leichenfahl
am Fenstersims und brütet in die Nacht:
Blauschwarze Finsternis und fern die Pracht
entfesselter Gewitter! . . . Dumpf und schwer
dringt nun die Rede Christi zu ihm her.
Er hört der Jünger ratlos wirre Fragen,
er fühlt den Haß, fühlt seine Liebe zagen, —
er rafft sich auf und langsam, felsenstarr
tritt er ins Licht! Sein Auge funkelt klar
und taucht tief in des Heilands milde Augen,
die sich in seine starke Seele saugen — —
In diesem Augenblick fährt er zusammen:
Dicht vor ihm steht in lauter Licht und Flammen
Christus der Herr — die wunderbare Macht,

die beider Seelen dienstbar sich gemacht,
und er erkennt den Gott der nun gebot:
Für euren Glauben, euren Wahn den Tod! —
Er sieht vor sich mit weitem, klarem Blick
der Weltgeschichte wechselndes Geschick! —
Er sieht, was niemand sieht, — indes spricht mild
Christus der Knecht: „Thu bald, was dir beliebt!“
und bricht das Brot und taucht es ein und giebt
es dem Verräter. Schweigen rings. Und wild
ein Rufen fern! Ein Licht erlischt im Saal . . .
ein Todesgrauen schauert durch den Saal.

— — — — — — — — — — — —

Und Judas stürzt wahnsinnig durch die Nacht.
Tiefschwarze Finsternis. Gewitterpracht.
„Ich selbst ein Knecht, und er ein Knecht! Entfachen
will ich die Kraft und ihn zum Herren machen!“

Der Schädel.

Ev. Lucä 23 u. 24.

Und sieh, es kam ein guter frommer Mann
mit Namen Joseph, der nahm Christi Leib
vom Kreuz und wickelt ihn in Spezerein
und legte ihn in ein gehauen Grab.
Die Weiber, die ihm folgten, sahn den Leib
und kehrten weinend um und waren still
nach dem Gesetz; denn es war Sabbath heut.
Die Kunde ging dann durch das ganze Land:
der Herr sei auferstanden über Nacht;
doch vielen, die dies hörten, däuchte es
ein Märlein . . .
Also schreibt der Evangelist.

— — — — — — — — — — —

Ein Abend war es nach zweitausend Jahren.
Das tote Felsenthal von Golgatha
wird überströmt vom Blut der sterbenden Sonne,
die einem brennenden Herzen gleich, im Dunst
der fernen Wüstennebel hängt und schwelt.
Da schreckt auf einmal in die Einsamkeit
aus Gründen, die wie ein gehauen Grab
tief in den Fels sich bohren, schwarz ein Schatten,
er wächst empor und steht im roten Licht
grad vor dem Sonnenball: ein Götterbild!
und hebt hoch in die Wolken einen Schädel
und höhnt: „Fürwahr in seinem Größenwahn
dacht dieser einst, er wäre Gottes Sohn!“ —

Die Stille zittert — Satan! — Und die Sonne
versinkt: Ein tiefes Atemholen rings;
denn wo der Ungeheure drohend stand,
küßt mild die Dämmerung den nackten Fels,
nur auf dem höchsten Gipfel weilt ein Mensch,
ein graues Männlein, ein gelehrter Wicht
und sinnt tief über eines morschen Schädels
seltsame Formen nach. Die Stille träumt.

Ahasver am Meer.

Wie gut läßt sichs am Meere träumen!
Seit ewigen Zeiten geht dies Schäumen,
dies tolle Wogen auf und nieder,
singt ewig seine alten Lieder . . .
Eh noch ein Aug die Erd umspannte,
brach an des Felsens scharfer Kante
sich wild die graue salzige Flut;
eh der Titanen sündiges Blut
die kampfesheiße Erde trank,
die Woge stolz gen Himmel klang! . . .

Ja, träumen läßt sichs gut am Meer . . .
Es brausen aus der Tiefe her
Jehovahs Psalmen, und es zieht
zum Grunde das Sirenenlied.
Die Wellen summten so den Sang
der Gattin und des Webstuhls Klang
von Ithaka dem Dulder vor.
Sie donnern wie ein Orgelchor.
Sie harften der Geschöpfe Weh
dem Kämpfer von Gethsemane,
sie murren ihre ewigen Klagen
und summen ihre Zweifelsfragen,
sie wühlen sich ins wunde Hirn,
daß die Gedanken sich verwirrn . . .
O, daß sie sängen mir ein Lied,
ein mildes, süßes Schlummerlied
zu ewigem Schlafe ohne Träumen,
zu einem seligen Verschäumen!
. . . .

Gut läßt es sinnen sich am Strand!
Die Spur der Knabenhand im Sand,
des Greisenstabes wäscht die Flut
hinweg, sie küßt die heiße Glut
der vollen weichen Mädchenglieder,
sie singt ins Ohr die Jugendlieder
der Greisin, haucht den kühlen Kuß
aufs schneeige Haupt als Todesgruß . . .

Es stürmen hin die wilden Fluten
wie heißer Liebe Drang und Gluten,
sie wälzen ihre tausend Wellen,
als wollten Felsen sie zerschellen,
als wollten Schranken sie zertrümmern, —
doch müde sie mit leisem Wimmern
zur Tiefe sinken und zerstäuben,
wie treue Seelen sich zerreiben
im Kampfe mit der Lügenwelt,
wie Liebesglut in Asche fällt . . .

Wie Schätze Schaum und Wogen schimmern,
wie goldner Kleider falsches Flimmern,
wie Lug und Trug und Purpurborte,
wie Knechtessinn und Königsworte,
wie Ruhm und Würden lieblich funkeln,
der Seele lichten Grund verdunkeln —
Doch plötzlich sie im heitern Gaukeln
den Falter in die Tiefe schaukeln,
begrabend ihn im kalten Schoß, —
wie Menschenseelen, Menschenlos,
auf Ruhmesbahnen jäh entgleist,
das Schicksal in die Tiefe reißt!
. . . .

Gut läßt es sich am Meere sinnen!
Die Erdenleiden weit entrinnen
und die Gedanken, die sich ranken
gen Himmel, die am Wahnsinn kranken!
Es überrauscht der Wasser Brausen
die Qualen, die im Innern hausen
wie Teufel in der Hölle Nacht,
die Sehnsucht, die am Grabe wacht
des Glaubens, und den Schrei der Schuld,
die heiße Todesungeduld! . . .
In müde Augen, thränenheiß,
weht kühl der Schaumesflocken Eis, —
die Seele wie ein leichter Ball
hängt in den Höhn, im ewigen All . . .
Und fast wie Sehnsucht ein Gewühl
von Stimmen ich im Innern fühl —
O, daß ihr sänget mir ein Lied,
ihr Wogen, ja, ein Schlummerlied
von einem seligen Verschäumen
und ruhigen Hinüberträumen
zu einem ewigen Morgenlicht,
das mild aus Vateraugen bricht! . . .

Da rollen hin die grauen Wogen,
ein Chaos, murmelnd, sturmumzogen, —
ein ewiges Wechseln, Wühlen, Wirrn,
wie Weisheit in der Menschenstirn, —
ein müdes Sterben, tolles Streben,
ein buntes Rätsel, — wie das Leben! . . .

Ahasver und Christus.

Wir sollen glauben dir
und deinem Gotte? — Wir?!
Wir gehn den Weg der Wahrheit
und kommen zu deiner Klarheit,
wir gehn durch deine Schmerzen
und kommen zu deinem Herzen,
wir werden wie du bist,
o Herre Jesu Christ!

Ich sah in Abendgluten
einen Wandrer irren am Strand,
sein Auge flog über die Fluten
nach einem fernen Land.
Sein Leib war fahl und hager,
sein Antlitz grau wie das Meer:
es war der ewige Frager,
der Zweifler Ahasver.

Als fern die Glocken gingen,
ein Fluch sich ihm entwand.
Am Weg zwei Heilige hingen,
da spie er in den Sand —
und schrak dann jäh zusammen
und barg sein Angesicht
und eilte den ewigen Flammen
entgegen, dem Sonnenlicht . . .

Und wuchs und wuchs in der Ferne —
weit strahlte sein Gewand,
gleich einem weißen Sterne
sein Haupt in Flammen stand, —
und breitete seine Arme
weit über alle Welt —
aus seiner Brust das warme
Herzblut in Tropfen fällt.

Und stand ein Gott im Blute
der goldnen Lebensglut —
sein Haupt in Wolken ruhte,
seine Fersen küßte die Flut —
und war der Frager nimmer,
der Zweifler Ahasver:
dort stand im seligen Schimmer
der Heiland groß und hehr
und hob die Hand zum Segen
weit über Land und Meer . . .

Lang hab ich dort gelegen,
mein Herz war traumesschwer . . .

Ahasvers Tod.

> Wo weilt das letzte Glück? O hab Geduld!
> Hier wechseln ewig Glaube, Glück und Schuld.
> Die Menschheit bleibt dieselbe allezeit,
> Geburt und Grab birgt die Notwendigkeit.

Aus dunkler Braue
warf der scheidende Tag
den letzten glühenden Blick des Abendrotes
über das graue Meer.
Ich stand allein in grenzenloser Öde,
und meine Seele fühlte sich einsam und leer.
Schlürfend voll grimmiger Wonne
der Brandung salzigen Tau,
lauscht ich dem Siegesgesange
des Sturmes über den Wolken —
und träumte tief
von einem letzten dunklen Abendrot . . .
Und da sah ich ihn sterben:
Der Himmel vor mir that sich auf,
und aus den Scharlachwolken,
die im Abend brannten,
hob sich riesengroß
ein schwarzes Kreuz:
Daran hing er.
In seinem Auge lag
die Qual der Ewigkeit . . .

An seiner Seite stand
ein Riesenweib
und stieß den letzten Nagel
in sein welkes Fleisch —
Seine Mutter . . .
Zu seinen Füßen saß sie dann
und sah mit leeren Blicken,
wie er langsam starb . . .
Das Bild zerrann im Chaos . . .

Dein Sturmpanier!

So fröhlich schwingst du dein Panier!
Du Deines Geistes Sturmpanier!
In deinem Rückgrat Löwenmark,
in deinem Herzen Siegfriedsblut,
dünkst du dich aller Welten stark,
dünkst du dich Göttern gleich und gut
und schlägst der Menge ins Gesicht,
die gegen dich mit Nadeln ficht!

Und gehst und hebst dein Sturmpanier.
Blut blitzt als deines Hauptes Zier,
das deine Dornenkron durchsticht!
Du hebst dein Adleraug, das nicht
in deinen blutigen Thränen bricht,
zu deinem heiligen Sonnenlicht!
Du willst und kommst zur höchsten Höh,
du Kämpfer, — nach Gethsemane . . .

Und gehst und hebst dein Sturmpanier!
Wie Tauben flatterts über dir!
Frohlockend klingt dein Siegeslied,
klingt deiner Lebensfreude Psalm!
O, daß dich nicht zur Tiefe zieht
vor deiner Höh der letzte Halm,
daß du bis oben göttlich bleibst
und nicht in Nebeln niedertreibst!

Halt fest dein stolzes Sturmpanier,
dein Engel, flatterts über dir!
O, daß dir nicht sein Schwert der Schmerz
in deine heißen Hände legt,
daß du es bohrst ins eigne Herz,
worin der Erdenwurm sich regt,
der Wurm der Reue und der Schuld
der heißen Todesungeduld — —

Und stirbst, ein Held und Heiland Dir,
dich deckend mit dem Sturmpanier!

Inhalt.

Inhaltsverzeichnis.

Heide, Balladen und Stimmungen.

Frühling.

Herbst.

In den Bergen.

Aus „den Evangelien“.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.






Princeton University Library
32101 068778396